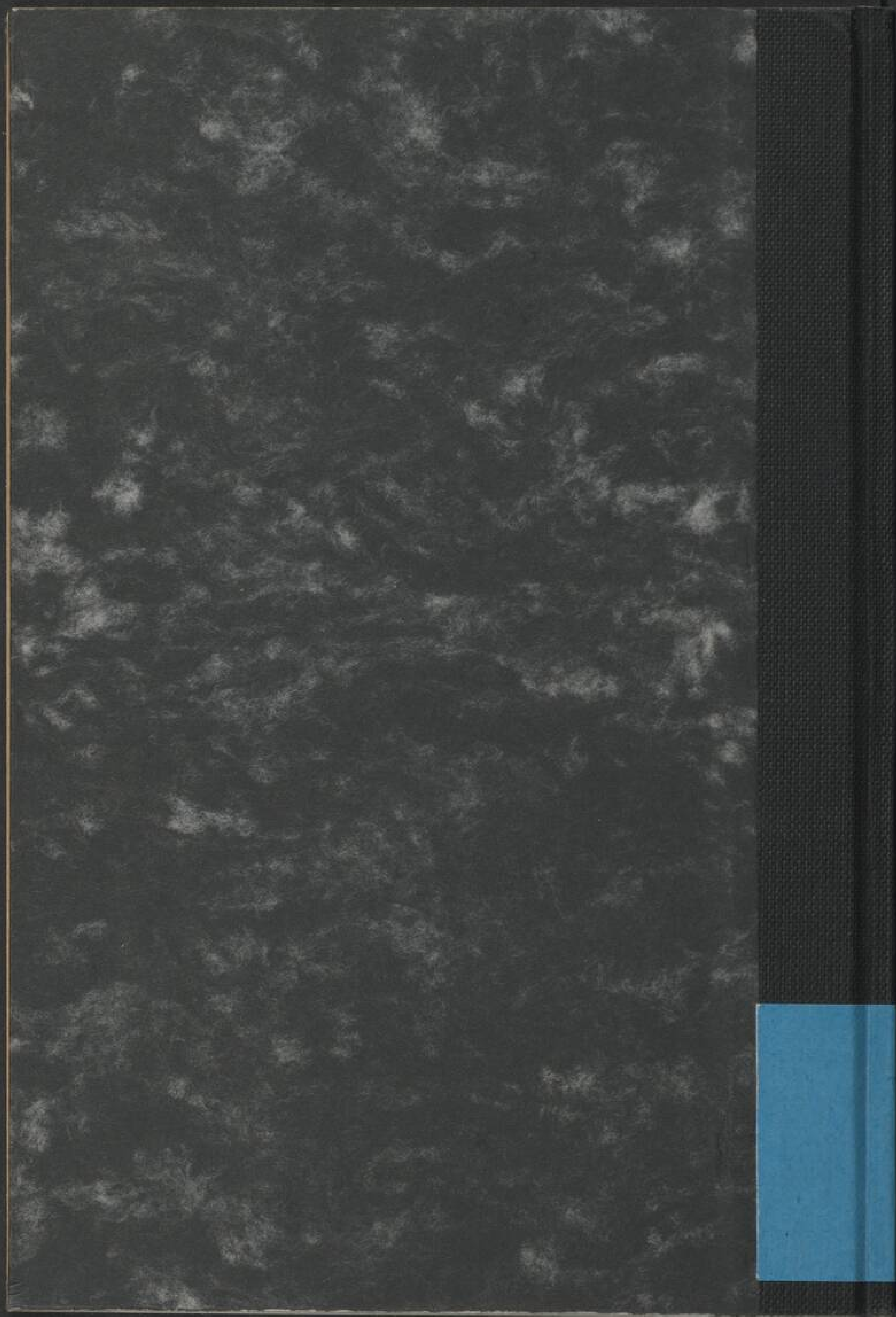
ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

299.012-B

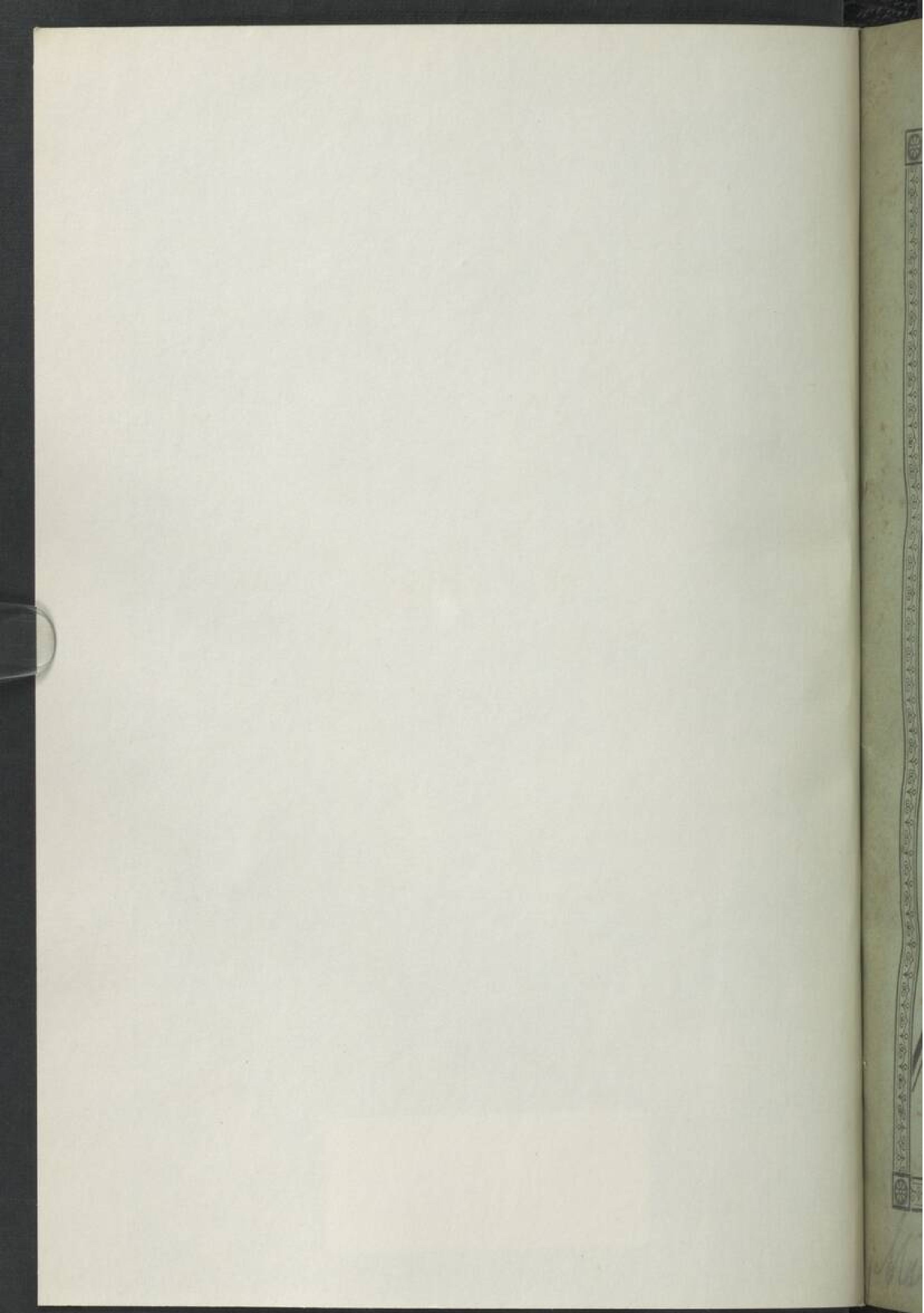
Neu-

Österreichische
Nationalbibliothek
Digitale Services



ÖNB

+Z311511305



Griechenland und die Türkei.

Zum

Verständniß

der

Balkanfrage.

Zeitgemäße

Erörterungen

von

Ewald Paul.

Leipzig.

Greßner & Schramm.

Griechenland und die Türkei.

Zeitgemäße Erörterungen

zum

Verständniß der Balkanfrage.

Von

Ewald Paul.



Leipzig.
Greßner & Schramm.

299.012-B

(1886)

GV+



nur auf dem vielgepriesenen und allerseits erhofften Wege ruhiger Bildung und mit den friedlichen Mitteln der Belehrung und Ueberzeugung zu Stande kommen.

Eine lange Zeit ist vergangen, seit die ersten Einflüsse abendländischer Kultur in die klaffenden Risse des türkischen Staatsbaues eindrangen. Manches Jahrzehnt ging vorüber und sah die alten Geister mehr und mehr schwinden. Neue traten an ihre Stelle. Welch' ungeheurer Unterschied zwischen einst und jetzt!

Am 20. April des Jahres 571 gebar zu Mekka eine Frau vom Stamme der Koravschiten ein Knäblein, das den Namen Mohammed erhielt. Sein Vater Abd Allah, der kurz zuvor gestorben war, hatte ihm nicht viel hinterlassen: zwei Kameele, etliche Schafe und eine abyssinische Sklavin machten sein ganzes Vermögen aus. Was Wunder, wenn er eine dürftige Jugend verlebte, anfänglich als Schafhirtenjunge, später als Kameeltreiber bei Karawanenzügen dienend und hin und wieder als Bogen- und Köcherträger in den Stammesfehden, die seine Verwandten berührten. Niemand hätte dem einfachen, armseligen Araber eine große Zukunft prophezeit, und doch war er es, der eine der großartigsten und einschneidendsten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit hervorgebracht und mit ihr den Grundstein gelegt zur heutigen orientalischen Frage, indem er die islamitische Religion schuf und diese dem Christenthum gegenüberstellte. Islâm — Hingebung (an Gottes Willen nämlich) hieß der Stifter seine Religion, und ihre Bekenner nennen sich Muslim (Einheit Muslem), welches Wort unsererseits in Muselmanen verdorben wurde. Jahre dauerte es, ehe der strenge Eingottesglaube im arabischen Lande festen Fuß faßte. Dann aber ward der Prophet auch zum Krieger und zog mit vielen Getreuen aus, um den Djihad, den Krieg gegen die Ungläubigen, worunter man alle Nichtmuslim verstand, zu beginnen. Das islamitische Religionssystem war unduldsam, und mit Feuer und Schwert haben die „Gläubigen" seine Verbreitung bewirkt. Eine Welt-

religion entstand daraus, ein Glaube, der seit mehr denn 1000 Jahren Hunderte von Millionen Menschen zu seinen Anhängern zählte, sie beglückte, stärkte und reich machte. Es ist etwas Wunderbares um die Kraft, die dem Glauben innewohnte. Wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Propheten schon drang der Mohammedanismus einerseits hinein ins spanische Europa, rechts aber griff er weitaus nach dem indischen Paradiese. Eine herrliche Kultur blühte auf unter dem Islâm. Zur Zeit der Araberherrschaft stand Spanien dem übrigen Europa an Bildung weit voran. Die Araber betrieben hier den dermalen auf höchst niedriger Stufe stehenden Ackerbau gleich einer Wissenschaft, indem ihnen großartige Bewässerungsanlagen zu fünffachem Ertrage verhalfen. Sie führten das Zuckerrohr, die Palme und die Baumwollstaude in die südlichen Provinzen ein, schufen vorzügliche und kostbare Wegeanlagen, Brücken, Kanäle und andere Verkehrsmittel und zogen eine blühende Industrie groß. Damals waren in Sevilla 60 000 Seidenwebstühle in voller Thätigkeit. Cordova besaß unter arabischer Herrschaft mehr als 4000 Moscheen, 900 öffentliche Bäder, über 80 000 Läden und mehr als 300 000 Häuser und Paläste. Und was Spanien der islamitischen Bildung zu verdanken hatte, das wurde auch anderen Ländern zu Theil. Die Prachtbauten in Indien — so Delhi's und Agra's — erinnern an die Glanzperiode und das künstlerische Schaffensvermögen arabischer Kultur. Dichtkunst und Wissenschaft zeitigten damals große Geister, und was sie hervorbrachten, ist noch heute der Menschheit von Bedeutung. —

Der Ansturm der „Gläubigen" zur Weltherrschaft scheiterte freilich am Germanenthum, und langsam ging der Islam den Weg zurück, den er gekommen. Sicilien und Spanien sind längst frei von arabischem Regiment — Trümmer erinnern noch an einstigen Glanz.

Am zähesten hielt sich der Mohammedanismus noch auf der Balkanhalbinsel, aber man verstand auch hier, ihm ein Stück nach dem anderen seines letzten europäischen Besitzes loszu-

Das 19. Jahrhundert geht zur Rüste. Aber es scheint nicht ruhig verfließen zu wollen. Von allen Seiten ziehen sich Gewitter am politischen Himmel des alten Europa zusammen — wer weiß, wie lange es noch dauern wird, bis die Katastrophe hereinbricht? Ganz nahe droht uns die Gefahr. Unsere Nachbarn jenseits des Rheines beginnen wieder unruhig zu werden. Fünfzehn Jahre sind seit dem großen Kriege ins Land gegangen, doch die Revanchegedanken der Franzosen haben sie nicht verscheucht. Und auch im fernen Osten wetterleuchtet es, auf jenem Schauplatze, von dem einstmals das europäische Völker- und Staatenleben seinen Ausgang nahm und wo sich früher oder später Ereignisse abspielen werden, die auf die ganze civilisirte Welt umgestaltend einwirken dürften.

Die Utopien Elihu Burrit's und anderer Friedensapostel werden noch lange auf ihre Verwirklichung harren. Viele halten den Weltfrieden überhaupt für unmöglich, insofern sie den Krieg als nothwendiges Übel anerkennen und ihm einen heilsamen Einfluß auf die Nationen zuschreiben. Der alte Johannes Scherr sagt: „Der kindische Traum von ewigem Frieden mag in Kinderfibeln paradiren, um Kinder zu ergötzen. Das Buch der Geschichte ist aber keine Kinderfibel, sondern lehrt denkende und wissende Menschen, daß es bei den großen Umwälzungen in der Menschheit niemals ohne Gewaltthat abgegangen sei.“ In der That ist es eine seit Jahrtausenden bewiesene Wahrheit, daß die tiefgehenden Wandlungen in der menschlichen Gesellschaft nicht

trennen, und heute mühen sich gewisse europäische Diplomaten, dem „kranken Manne“ völlig den Garaus zu machen.

Das mag nicht schwer halten, denn das Uebel der Zersetzung ist weit vorgeschritten und wenig mehr vom türkischen Körper heil. Vergebens die Suche nach einem Arzte, der Hülfe zu bringen im Stande wäre. Das Schicksal der Vernichtung steht vor der Thür, und es gilt, sich darein zu ergeben.

Uebrigens trug der Islâm von Allem Anbeginn den Keim des Unterganges in sich. Mangelte ihm die Fähigkeit und Kraft, sein Dogma zu entwickeln, so entsprang daraus ein stumpfer, abschreckender Fatalismus, der wiederum andere Uebel großzog, so die Sultanswirthschaft und das Haremsunwesen, Sklaverei, Faulfieber und Größenwahn bei möglichst großer Unwissenheit. Das Sträuben gegen den Fortschritt, dem er sich in keiner Weise anzupassen vermocht, ist dem Mohammedanismus verderblich geworden, und so hat man ihm denn dermalen das Testament aufgesetzt. Aber der Lebensabend, der sich auf den Orient herabgesenkt, soll — für den türkischen Osten wenigstens — nicht ungestört verfließen. Ein Kraftexperiment scheint dazu bestimmt, das langsame Absterben in einen schnellen Tod zu verwandeln. Möglich, daß das für beide Theile das Beste ist. Mindestens würde der Siechling auf europäischem Boden nimmer genesen. Die mohammedanische Welt hat ausgespielt und muß dem Europäismus weichen. Aber wir dürfen darum nicht ungerecht sein und müssen uns dessen erinnern, was sie zu ihrer Blütezeit geleistet. Wunderbar ist und bleibt immer — wir wiederholen das hier — die Eigenart und Schnelligkeit, mit der sie damals ihre Entwicklung durchmachte und Licht und Gedeihen über die Erde goß. Eine große Wahrheit trat daraus deutlich als weltgeschichtliche Thatsache hervor, und wir wissen sie nicht besser zu geben denn mit den Worten Scherr's: „Nicht der klügelnde Verstand, nicht die besonnen rechnende und abwägende Bücher- und Kathederweisheit zeugt und wirkt die großen, die Menschen-, Völker- und Menschheitsgeschicke bedingenden und bestimmenden

Gedanken und Thaten, wohl aber thut das jener heilige Sturm und Drang des Herzens, den man übermenschlich, göttlich nennen möchte und muß, die elementare Leidenschaft ursprünglicher Naturen, jene Herrschgewalt des Willens, welche, die „Angst des Irdischen“ weit hinter sich werfend, über alle Schrecken des Todes zu triumphiren weiß. Angesichts dieser Wahrheit dürfte es angemessen sein, dann und wann den souveränen Wissensstolz unserer Tage daran zu erinnern, daß es allezeit Lebensmächte gab, gibt und geben wird, welche nicht zu messen und nicht zu wägen, nicht zu berechnen und nicht zu analysiren sind. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge mag man ja wohl mit Maß und Wage, mit Ziffer und Zirkel, mit Agentien und Reagentien auskommen, aber wann in's Völkerleben große Krisen und Katastrophen hereinbrechen, dann wird immer wieder offenbar, daß die moralische Kraft doch die höchste Macht ist unter Menschen.“

Wir dürfen dies niemals vergessen. Unstreitig war es die moralische Kraft Mohammeds und seiner Lehre, die gewaltige Völkerstürme auf unserem Planeten in Scene setzte. Das reiche Leben, das der Osten gezeitigt, neigt sich nun seinem Abschlusse zu und vergebens harren die Gläubigen auf einen neuen Propheten, der ihr Reich wieder verjüngt, aber sie geben die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht auf, und die Ereignisse im Süden haben bewiesen, daß es nur des rechten Anlasses bedarf, um den Kampf gegen die „Ungläubigen“ von Neuem zu beginnen. Mag dem jedoch sein wie ihm wolle: die europäische Türkei geht jedenfalls in Trümmer, und die Anstürme, die der Islam von asiatischem Boden aus gegen die europäische Kultur und Civilisation unternehmen mag, werden fruchtlos sein. Nicht nur der Türkei, sondern des ganzen Mohammedanismus Untergang steht vor der Thür, bloß daß das Eine den Anfang macht.

Ueberleiten zum anderen muß es jedoch nothgedrungen.

„Wann ins Völkerleben große Krisen und Katastrophen hereinbrechen, dann wird immer offenbar, daß die moralische Kraft doch die höchste Macht ist unter Menschen.“ Wer wird genug

moralische Kraft besitzen, um die Balkankrise zum guten Ende zu führen? Ob dies bei den Russen der Fall, die sich mehr um die Balkanhalbinsel kümmern, als ihnen Europa erlauben sollte, ist noch sehr die Frage. Wunderbarerweise mischen sich auch die Franzosen, deren Ohnmacht allenthalben genugsam bekannt, in jene Angelegenheiten. Es scheint, als trachteten sie danach, mit den Russen gemeinsame Sache zu machen. Nun, das wird eine schöne Freundschaft werden!

— — — — — — — — — — — — —

Unseren politischen Erörterungen eine Betrachtung der historischen und ethnischen Wandlungen auf der Balkanhalbinsel vorauszuschicken, ist nicht uninteressant und theilweise auch zum Verständniß des Ganzen nöthig. Freilich zu längeren Abschweifungen, die sich hier und da förmlich aufdrängen, zu ausführlichen Darlegungen ist der Rahmen dieses Aufsatzes zu eng gezogen, daher wir uns denn mit flüchtigem Ueberblick genügen lassen müssen.

Dieses europäische Vor- und Außenland — das südöstliche Völkerthor unseres Continents, wie die Pyrenäenhalbinsel das südwestliche und die ponto-kaspische Tiefebene das östliche ist — hat seltsame Wandlungen durchgemacht, und die größten Erobervölker nahmen von hier ihren Ausgang, resp. fanden auf der Hämushalbinsel ihren Zielpunkt. Von der ältesten Zeit des in Rede stehenden Gebietes ist nicht viel bekannt geworden. Zur Zeit, da die Phöniker ihre Cultur über das Mittelländische und Schwarze Meer ausdehnten, mögen Völker auf der Balkanhalbinsel gehaust haben, die mit denen am Gestade des Schwarzen Meeres Stammesgemeinschaft hatten. Vom Kaukasus zog sich ein Völkerring thrako-illyrischer Familien über das Land. Was man darüber weiß, verdankt man Herodot. Namentlich Bastarner und Geten drangen in dichten Zügen zur Donau — letztere siedelten nördlich des Hämus bis zur Donau und an deren linkem Ufer. Die Thrakerstämme waren zahllos und meist

herrschte Unfriede unter ihnen. Nur gemeinsame Gefahr brachte sie zur Einigkeit und kurzem politischen Gedeihen. Die Griechen erschienen auf der Bildfläche — als Kolonisatoren zunächst. Tief ein jedoch drangen sie nicht, und daß die kriegerischen Skythen, die damals die Länder um den Pontus herum bedrohten, mit den griechischen Kolonien nördlich vom Schwarzen Meere friedlich verkehrten, war reine Handelsangelegenheit und beweist keineswegs das politische Uebergewicht des Griechenthums.

Mit den Perserkriegen hatte die ruhige Zeit ein Ende. Nun stürmen gewaltige Völkerwogen über das Land, von Osten herkommend und bis zu den Hängen der Karpathen hinüberleckend, wo skythische Tapferkeit einen Damm gebaut. Die Schlachten in Hellas entscheiden und die Fluth strömt nach Asien zurück. Alexander, der Makedonier, kommt, unterwirft vor Allem die Donauvölker und folgt den Persern bis zu den Hindupässen und dem Indus. Wie seine Herrschaft entstanden, so zerfällt sie auch wieder, und aller Ecken und Enden entbrennt neuer Kampf. Aber die Kelten, die einstmals über die Hämus-Halbinsel gen Westen gezogen waren, kehren zurück, gallische Kelten, die dann im innern Thrakien ein größeres Reich schufen. Zu gleicher Zeit — in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt — dringen Bastarner und Geten und deutsche Stämme in großen Schaaren über die Donau und weit ins Innere, um sich bei Thrakern und Illyriern niederzulassen. Endlich tauchen römische Heere auf, und nun beginnt der Kampf ums Dasein für den Hellenismus. Wir wissen aus der Geschichte, auf wessen Seite sich der Erfolg neigte. Die Völkerwanderung kam und vernichtete hinwiederum die Römerherrschaft. Die Gothen waren die Vorläufer des ersten Ansturms, sie folgten den — ebenfalls germanischen — Gepiden und erschienen im 3. Jahrhundert an der untern Donau, gelangten bis zum Bosporus, nach Propontis und Griechenland.

Die hochasiatische Völkerfluth warf alles über den Haufen und an Stelle der eranischen Stämme treten ural-altaische Völker

Die Hunnen flutheten als Avantgarde herbei und vernichteten Alanen und Gothen. Den Hunnen folgten die Bulgaren, Avaren, Magyaren und andere Stämme. Im Mittelalter erscheint das fragliche Gebiet selbstständig — nach der Theilung des römischen Reiches nämlich.

Slavische Stämme machen die Nachzügler der Völkerwanderung und rücken zur unteren Donau vor. Bulgaren folgen ihnen und unterwerfen sie. Die Bulgaren rücken dem byzantinischen Kaiser arg zu Leibe und nehmen alles Land zwischen Donau und Olymp, Pontus und Adria in Beschlag. In höchster Noth wenden sich die Bedrängten um Hülfe an die (warägischen) Russen, die denn auch erscheinen und helfen (Mitte des 10. Jahrhunderts), aber nicht wenig Lust verspüren, Herren im Lande zu bleiben. Schließlich prügelt man sie durch eine sechstägige blutige Schlacht aus dem Lande. Ruhig kehren sie in ihre nordische Heimath zurück. Wie man sieht, waren schon damals die Russen zähe Freunde, die nicht leicht aus den Fingern ließen, was sie einmal hatten; dermalen liegt die Sache ähnlich. Man hat ihre Hülfe und ihre Vormundschaft zu oft in Anspruch genommmen und ihre Pläne auf das Balkangebiet sind zu festgewurzelt, als daß sie ohne harten Kampf den Boden aufgeben, dessen sie sich im Geiste schon Herr zu sein dünken. Das Germanenthum hat sich geschädigt, indem es den russischen Slaven in ihren Absichten auf die Länder der Balkanhalbinsel direkt oder indirekt Vorschub leistete. Möglich, daß man damals die Ziele und Gefahren der russischen Politik nicht kannte — heute gilt es, ihr einen Damm zu stellen. Doch kehren wir zur Sache zurück.

Auf der westlichen Halbinsel drang übrigens die slavische Einwanderung nach und nach tiefer und fluthete über das ganze Griechenland hinweg. Auch die Schkipetaren, die einstigen Bewohner Albaniens, wurden angesteckt und eroberten ein gut Theil des nördlichen Hellenenlandes. Auch das Byzantinische Reich kam aus der Angst nicht heraus. War es erst von europäischer

Seite aus bedrängt, so erschienen nun die Asiaten, die Vertreter des Islam, die im siebenten Jahrhundert eine revolutionäre Bewegung einleiteten. Gleich den Tartaren und Bulgaren von ureigentlich turanischer Abstammung, waren die Türken, ein kraftstrotzender, kriegsüchtiger Volksstamm, von ihren Siedelungen im Osten des Kaspischen Meeres gen Südwesten gezogen, hatten sich auf ihren Zügen mit den Kaukasusvölkern, griechisch-asiatischen Ansiedlern, Armeniern und Kurden — die alle arischer Herkunft — vermischt, den Islâm, die Lehre Mohammeds, angenommen und schließlich großes Ansehen gewonnen. Insonderheit die seldschukischen Türken waren Byzanz von ständiger Gefahr. Anfänglich Diener, wurden sie bald zu Herren, wie dies oft geschieht, wenn der erstere den anderen an Kraft und Entschlossenheit übertrifft, wobei Bildung gar nicht im Spiele zu sein braucht. Der Hirtenstamm der Osmanen ward zur neuen Gefahr. Aus ihm schufen die türkischen Sultane das osmanische Reich, welchem in Europa alle Länder um das Schwarze Meer und beinahe das ganze Ungarn zugehörten. Das geschah im Verlauf von etlichen Jahrhunderten. Begonnen hatte man die Arbeit zu Anfang des 13. Säkulums. Die asiatisch-mohammedanische Weltordnung ward zum Schrecken für das christliche Europa. Aber das „goldene Byzanz", die Weltstadt Stambul, die an der Schwelle zweier Kontinente liegt und die Herrscherin über zwei Meere ist, ward auch dem Türkenthum zum Verderben, wie es denn von jeher ein Ort der Versuchung und Versumpfung war. Seine 2000jährige Geschichte erzählt von manch frischsaftigem Eroberer-stamm, der in Byzanz seinen Untergang fand.

Das Türkenreich war kein luftiger Bau, der vom ersten kräftigen Windstoß eingerissen wurde, wie dies bei Hunnen und Mongolen der Fall, sondern es widerstand zähe und steht in Europa seit beinahe einem halben Jahrtausend. Aber dennoch ist der türkische Einfluß in dieser langen Zeit nicht tiefer gegangen. Zwar wurde er in Asien mächtig, jedoch nur, da er dort keinen Kampf mit europäischer Kultur aufzunehmen hatte,

die sich dagegen auf europäischem Boden unvermittelt bot. Während das außerbalkanische Europa rüstig vorwärtsstrebte und seinen Entwicklungsgang nach innen und außen durchmachte, blieben die Osmanen auf dem Punkte stehen, an dem sie unter den großen Geistern angelangt waren. Zu alledem gesellte sich die Einwirkung von außen, die den Rückschritt des osmanischen Reiches beträchtlich förderte. Die Asiaten hatten Oesterreich bedrängt und dieses mußte sich anstrengen, die Fremdlinge über die Donau und Save zurückzujagen. Nachdem dies geschehen, gab sich Oesterreich zufrieden und verzichtete auf eine angreifende Politik, dieweil es keine Interessen auf der Balkanhalbinsel zu besitzen glaubte. Dafür trat Rußland seine Rolle an, und es hat dieselbe von allem Anfang an ernst genommen. Gleichviel, ob man die Existenz des ein wenig zweifelhaften „Testamentes Peter des Großen“ anerkennt oder nicht, sicher bleibt, daß seit diesem Fürsten Rußland die Türkei als Feind betrachtet und bekämpft hat. Und — nebenbei bemerkt — mit großer Konsequenz und ebenso auf asiatischem als europäischem Boden. Sind die Russen auch nicht so schnell vorwärts gekommen, als sie wohl wünschten, und haben ihnen Andere manchen Plan vereitelt, die Erfolge sind gleichwohl nicht ausgeblieben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts begannen die Osmanen ihren Rückgang im Geschwindschritt fortzusetzen. Was Wunder, daß dadurch die russischen Politiker, soweit sie von Bedeutung waren, immer übermüthiger wurden und energisch die gänzliche Vernichtung des Türkenthums — vorerst wenigstens des europäischen — forderten. Der Gründe dazu gab's manche. So schob man an die erste Stelle den, daß auf der Balkanhalbinsel zahlreiche Slaven wohnen. Wirklich setzt sich denn auch die Bevölkerung des eigentlichen Balkangebietes, worunter das Innere der Halbinsel zu verstehen ist, in der Hauptsache aus Slaven zusammen, nämlich im Westen bis zur Adria aus reinen Südslaven oder Serben, im Osten aus Slaven mit bulgarischer Mischung oder Bulgaren. Aber das war nicht die Hauptsache

für die russische Angriffspolitik. Den treibenden Grund darf man tiefer suchen, und zwar ist er übereinstimmend mit der lebendigen Idee des Cäsaro-Papismus, der russisch-byzantinischen Orthodoxie. Ein Neu-Byzanz ist das Ideal der Russen. Aus Byzanz empfing das heidnische Rußland in Form religiösen Lebens seine erste Kultur, jene Stadt ist auch heute noch der Mittelpunkt, um den sich die russische Orient-Politik dreht. Dort suchen die Russen ihre Kulturmission.

Heuer glauben die Russen den Augenblick gekommen, der Türkei den Todesstoß zu geben und dort wieder festen Fuß zu fassen, wo sie das Machtwort Deutschlands vor einem Jahrzehnt zurückgescheucht. Die Russen hassen uns, da wir ihnen hinderlich, und ebenso die Oesterreicher, deren Interessen freilich arg getroffen würden, wenn sich Rußland dauernd auf der Balkanhalbinsel niederließe.

Im Lande des Zaren herrscht eine geringe Meinung von Oesterreich, wie folgende Notiz der „Sowremennija Iswestija“ beweist: „Fort mit der Maske! Gerettet im Jahre 1849 durch Rußland und bewahrt im Jahre 1859 durch dieselbe russische Großmuth vor einer Zersplitterung, möge diese heuchlerische Macht jetzt ihrem Verderben entgegengehen! Doch dies ist alles Unsinn. Oesterreich wird sich nie erkühnen, die Waffen gegen Rußland zu erheben, es wird an das Vermächtniß Metternichs denken, es weiß, daß dies seine letzte Stunde bedeuten würde. Oesterreich wird auf alles eingehen, wenn wir unsere Forderung in einem ernsten Ton erheben und ihm die Wahl zwischen Krieg und Frieden lassen. Die russenfeindliche Presse und die Diplomatie in Oesterreich rechnen einzig und allein auf das ihnen bekannte Vertrauen und die Gutmüthigkeit Rußlands.“

Nun, wir sagen, die russenfeindliche Presse und Diplomatie in Oesterreich thut besser, sich auf Deutschlands Kraft und einsichtige Politik zu verlassen, denn auf russische Gutmüthigkeit. So leicht werden die Oesterreicher nicht zugeben, daß ihre Interessen auf der Balkanhalbinsel von den Russen geschädigt

werden, und unser großer Kanzler ist ihr Rückhalt. Er mag auch in diesem Falle als Richter eintreten. Vergewaltigungen sind nicht am Platz, und ebenso wenig als das große Zarenreich über österreichische Interessen hinweg zur Tagesordnung schreiten darf, kann es dies mit den deutschen. Haben wir damals die russische Avantgarde, die Konstantinopel bedrohte, zurückgetrieben, so ist Deutschlands Ansicht dermalen dieselbe geblieben. Wahrhaftig, was der Verfasser von „Vor dem Kampfe", einer zeitgemäßen, lesenswerthen Broschüre sagte, nämlich, daß der Weg von Petersburg nach Konstantinopel nicht über Wien, sondern über Berlin gehe — es ist ganz zutreffend.

Sahen unsere nordischen Nachbarn, daß ihnen Deutschland die besten Pläne durchstrich, so denken sie nunmehr ihr Heil auf eigene Faust und mit Gewalt zu suchen. Es gehört nicht viel Mühe dazu, dies zu erkennen. Sie suchen nach einem Bundesgenossen, und die streitsüchtigen Franzmänner kommen ihnen als solche liebäugelnd entgegen. Die griechische Verwickelung darf getrost als eine Mache russischer Politik angesehen werden. Die „Barbaren aus dem Norden" haben die Hellenen für den „Befreiungskampf" ihrer Stammesgenossen zu entflammen gewußt, und die Franzosen beeifern sich seit kurzem ebenfalls in Freundschaftsbezeugungen gegen die Griechen.

Seit dem Ausgange der ostrumelischen Angelegenheit war es erklärlich, wenn auch die Griechen Ansprüche erhoben. Aber solche Forderungen hätten niemals die Gestalt annehmen können, die ihnen jetzt zueigen, wenn nicht fremde Hilfe mit im Spiele gewesen wäre, die an dem Hinziehen der Affaire und an der Förderung der griechischen Pläne ihr Interesse gehabt hätte. Ob den Griechen dadurch viel genutzt wurde, bleibt eine offene Frage. Im Allgemeinen haben sich dieselben durch ihr Vorgehen die Sympathien mancher europäischen Nation verscherzt.

Das neue Griechenland ist in Europa wenig bekannt, wie denn die Kenntniß von den Zuständen auf der Balkanhalbinsel überhaupt bei uns eine recht mangelhafte ist. So war es

möglich, daß auf der Konferenz zu Konstantinopel im Jahre 1876 der damalige Marquis Salisbury allen Ernstes den Vorschlag machte, den Montenegrinern, welche ans Meer wollten, die Bucht von Cattaro abzutreten, da der Mann glaubte, dieselbe sei türkisches Gebiet. Freilich der klassische Orient ist bei uns genugsam verknüpft mit unserer Bildung. In der Schule schon lernen wir ihn gründlich kennen, in seinem Rahmen bewegen sich die Ideale unserer Jugend. Die Helden der klassischen Zeit beschäftigen uns auch in späteren Jahren, die Trümmer und Wahrzeichen jener Periode regen uns an und Männer der Wissenschaft, ein Schliemann an der Spitze, machen sich auf die Suche nach längst vergessenen Schätzen. Die althellenische Welt taucht wie durch Zauber vor unseren Blicken auf mit Wundern, die Jahrtausende in den Schächten der Erde geschlummert. Die Gräber von Mykenä liegen im Tageslicht, und die Nebel verrinnen, die das liebliche Alpheusthal deckten. Die Felsgipfel Arkadiens, des alten Wunderlandes, schauen stolz in ein lauschiges Thal, das uns alte Tempelhallen, Siegesdenkmale, durch Skulpturen geschmückte Terrassen und die olympischen Haine enthüllt. Jeder Stein spricht zu uns und gemahnt an ein reiches Leben, das einstmals war und dermalen nicht mehr ist.

Wir wollen hier Einiges vom heutigen Griechenland reden In wie weit die jetzigen Griechen als ächte, unvermischte Nachkommen der alten Hellenen zu betrachten, darüber ist in Gelehrtenkreisen letzterer Zeit viel gestritten worden. Aber niemals darf vergessen werden, daß sie mit slavischen Stämmen im Laufe der Jahrhunderte Mischungen eingegangen sind. Die historischen und ethnischen Wandlungen legen dies unzweifelhaft nahe, und der heutige Typus verräth hin und wieder seine Legirung mit dem Slaventhum. Wie tief eine solche ging, das soll uns hier nicht interessiren. Die Entartung des jetzigen Volkscharakters ist ebenso unbestreitbar. Aber man braucht derselben nicht allzuviel Bedeutung beizumessen. Sind die Neu-Griechen freilich nur eine Ruine einstiger Macht, so haben sie doch mit alt-

hellenischer Tapferkeit seit 1821 ihre Freiheit von den Türken zu erkämpfen gewußt. Jahre hindurch währte das Morden, Seehelden wie Miaulis und Kanaris, Männer gleich den suliotischen Brüdern Bozzaris und andere waren Förderer der guten Sache. Endlich traten auch die europäischen Mächte ein, um den fürchterlichen Grausamkeiten, die man auf beiden Seiten beging, ein Ende zu machen. Englische, russische und französische Schiffe griffen im Jahre 1827 die Türkenflotte bei Navarin an und zerstörten dieselbe. Französische Truppen vertrieben die Aegypter, die den Türken zu helfen herbeigeeilt waren, aus Morea. Zwei Jahre später anerkannte dann die Pforte im Frieden zu Adrianopel die Unabhängigkeit des Theiles der Balkanhalbinsel südlich von der Verbindungslinie der Busen von Arta und Volo unter dem Namen Königreich Hellas oder Griechenland.

Das war das erste der unter türkischer Herrschaft stehenden christlichen Völker, das unabhängig und tributfrei erklärt worden war, und daher knüpften sich dann die Hoffnungen des ganzen Europa ans neue Griechenland. Die Griechen hinwiederum planten ihre alte Größe im Hinblick auf das untergehende Osmanenthum und die Russen verspürten große Lust, den Nachlaß des Halbmondes mit den Hellenen zu theilen. Damit hätte dann die orientalische Frage auf europäischem Boden ihr Ende gefunden. Aber die Plänemacher irrten sich. Auf der Balkanhalbinsel haben sich auch die Rumänen und Serben und zum Teil auch die Bulgaren zu nationalem Selbstbewußtsein und politischer Unabhängigkeit emporgeschwungen und beanspruchen das Balkangebiet ebensogut als Russen und Griechen, die nunmehr von der Bühne zurückgedrängt wurden, und zwar die ersteren im politischen, die letzteren im nationalen Kampfe. Griechenlands Kirchenherrschaft und Schulwesen hatte bereits im Bulgarenthum festen Fuß gefaßt, seitdem dieses jedoch seine eigene Kirche von fremdem Joche befreit hat und die Abstämmlinge der Gräko-Bulgaren in den bulgarischen Schulen wieder

dem reinen Bulgarenthum in die Arme geführt werden, mußte das griechische Uebergewicht schwinden.

Das heutige griechische Königreich mit ca. 52000 Geviertkilometer zählt noch nicht ganz 2 Millionen Bewohner, wovon $^9/_{10}$ Griechen. Nun existiren noch weitere 2 Millionen Griechen, davon etliche Hunderttausend in der europäischen Türkei lebend und die übrigen in der ganzen Levante verstreut. Darauf bauten die Griechen seit Langem ihre Ideen eines gewaltigen Großgriechenlands. Dergleichen ehrgeizige Träume durften auch andere träumen, vielleicht mit noch mehr Berechtigung.

Wenn wir von Rumänien absehen, das außerhalb der natürlichen Grenzen der Balkanhalbinsel liegt und daher nicht zu den eigentlichen Balkanländern zählt, gehören zu diesen außer den Türken, auf die wir später zurückkommen werden, vier Nationen, die infolge ihrer Kopfzahl, Kraft und Zusammengehörigkeit sogut wie durch ihren Ehrgeiz berechtigt genug sind, staatliche und nationale Selbstständigkeit zu fordern. Es sind dies die Serben, Bulgaren, Albanesen und — die obenerwähnten Griechen. Keine dieser Völkerschaften hat ein solches Ideal als absolut errungen zu verzeichnen — ein Blick auf die politische Karte jener Gegenden überzeugt uns davon. Liefen die Grenzen und die Staaten der Balkanhalbinsel derart, daß sie die im Allgemeinen zusammengehörigen Nationen jeweilig für sich umschlössen, das wäre eine Errungenschaft, die eine friedliche Entwicklung Aller ermöglichte. Aber das ist eben nicht der Fall und wenn man's dann genau ansieht, ist die Balkanfrage nicht Eins, sondern sie spaltet sich in fünf nationale Fragen: die bulgarische, serbische, albanesische, griechische und — türkische.

Da ist zuerst das bulgarische Element, $4^1/_2$ Millionen Individuen zählend. Dasselbe sitzt in ursprünglicher Unvermischtheit zu beiden Seiten des Balkans, nördlich bis an die Donau, südlich mancherorts bis an's Aegaeische Meer langend. Im östlichen Donau-Bulgarien und der Dobrudscha mengen sich Türken mit den Bulgaren, im eigentlichen Thracien existiren gräco-bul-

garische und westlich von Wranja albanesisch-bulgarische Legirungen. Die historischen und ethnischen Wandlungen der Jahrhunderte verleugnen ihre Folgen nicht.

Andererseits finden sich Bulgaren auf osmanischem Boden, insbesondere im türkischen Macedonien, und weiter in Neu-Serbien, in den Bezirken von Wranja, Leskowatz, Pirot und Nisch, wo die Serben unter den Bulgaren verschwinden. Über kurz oder lang werden sich die Bulgaren zu einer kompakten nationalen Masse einen, welches Streben ihnen gar nicht verübelt werden kann. Die ostrumelische Affaire, welcher wir nachher noch ausführlicher gedenken wollen, ist bereits zu ihren Gunsten verlaufen.

Anders liegt die Sache schon mit den Serben, zu denen man noch die Kroaten hinzu rechnen kann. Diesen dürfte das Werk staatlicher Konsolidirung weit schwieriger werden. Die Serben hausen, außer im größten Theile ihres eigenen Landes, in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina, ferner in Montenegro, und Serben wie Serbo-Kroaten sind auch zahlreich in Slavonien, Kroatien und dem Küstenlande zu finden. In der eigentlichen Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie giebt es annähernd $3\frac{1}{4}$ Millionen Serben und Serbo-Kroaten, ihre Gesammtzahl aber beläuft sich auf 5 Millionen und ca. 600000, womit sie die Bulgaren in etwas übertreffen. Immerhin sind ihnen die Bulgaren vorangeschritten.

Paul Dehn, der treffliche Kenner des Orients, sagt in seiner unter dem Titel „Deutschland nach Osten" jüngst erschienenen, außerordentlich empfehlenswerthen Schrift Folgendes: „Auf der Tagesordnung steht zunächst die Konsolidirung des bulgarischen und in Verbindung hiermit diejenige des serbischen Staates, also die staatliche Organisation der beiden großen südslavischen Nationen, welche an Zahl und Stärke einander gleich*), den

*) An Zahl nicht ganz, wie schon oben gezeigt wurde. (Anmerkung des Citators.)

Grundstock der Bevölkerung des Innern der Balkanhalbinsel bilden.

Einst, unter Milosch und Michael, hatte Serbien in der That verheißende Anläufe genommen, etwas wie das „Piemont“ der südslavischen Welt auf der Balkanhalbinsel zu werden. Unter der Regierung König Milans und vollends seit dem unglückseligen Kriegszuge desselben gegen die Bulgaren sind jene Aussichten verschwunden. Mit seiner frivolen Kriegserklärung und übermüthigen Siegesgewißheit erinnert dieser König, im Kreise der Pariser Lebewelt erzogen und instinktiv deutschfeindlich gesinnt, an Napoleon III., wie dieser klein in Gefahr und Unglück. Und wider Willen wie der Franzosenkaiser die deutsche, hat der Serbenkönig die bulgarische Einigkeit besiegelt. Nach dem Fiasko der Belgrader Großmachtspolitik erscheint jetzt mehr und mehr in den serbischen Träumen für ein Groß-Serbien (Samo Sloga Serbina Spasawa) Montenegro als der südslavische Vorstaat mit seiner patriarchalischen Regierung, mit seinem volksthümlichen und wahrhaft nationalen Fürsten Nikita, dessen Bild fast in jedem serbischen Bauernhause, vielfach auch Kroatiens und Dalmatiens zu finden ist . . .

Neben diesem Abgott des serbischen Volkes ist nun aber nach den Kämpfen um Slivnitza vom November 1885 in der Person des Prinzen Alexander eine nationaleinigende heldenhafte Persönlichkeit entstanden, durch Blut und Sieg untrennbar mit dem verjüngten Bulgarenvolk verwachsen, zugleich die Verpersönlichung seiner nationalen Größe und einstigen Einigung. Zum ersten Male seit Jahrhunderten sind die Bulgaren wieder als selbstständige Nation in den Kampf gezogen und haben sich als kriegstüchtige und siegreiche Nachkommen ruhmvoller Ahnen bewiesen. Errungen in blutiger Abwehr gegen die eingedrungenen stammesverwandten Nachbarn, gegen die Serben, scheint dieser Sieg geeignet, die Konsolidirung eines großen südslavischen, Serben und Bulgaren vereinigenden Reiches in weiteste Ferne zu rücken und durch die Belebung des bulgarischen National-

gefühls zunächst die Bildung eines besonderen bulgarischen Staates zu begünstigen.

Nach diesen Worten Dehn's ist ein Rückblick auf die ostrumelische Affaire am Platze.

Der Berliner Congreß von 1878 bezweckte zunächst die Erhaltung des europäischen Friedens und die Beschränkung des Interessenkreises und der Macht der meist betheiligten Mächte im Orient. Die Herren von der „hohen" Politik dachten nicht daran, die Forderungen und Interessen der befreiten Balkanvölker zu berücksichtigen, und um deren Existenzbedingungen kümmerten sie sich herzlich wenig, so daß es kein Wunder war, wenn hier und da der Funke der Unzufriedenheit zu heller Flamme aufloderte. Das erste Schmerzenskind war die bulgarische Unionsbewegung im Herbste vorigen Jahres, die dann auch zum guten Ende führte und einen großen Schritt vorwärts bedeutet. Diejenigen, die mit dem bulgarischen Vorgehen sympathisirten, standen in manchem europäischen Lande — auch in Deutschland — mit ihren Ansichten allein. Und doch war der Berliner Friede schuld an der Geschichte, insofern er, den russisch-englischen Intentionen nachgebend, das bulgarische Ostrumelien vom eigentlichen Bulgarien trennte. Wir sagen „bulgarisches Ostrumelien", und mit Recht, denn die autonome Provinz Ost-Rumelien, etwa 35 000 Geviertkilometer groß, hat unter einer Million Bewohner 750000 Bulgaren. In dem Bulgarien des Berliner Friedens wohnten außer Türken, Griechen und Wallachen nur $1^3/_4$ Million Bulgaren. Weitere 2 Millionen Bulgaren sind über die übrige Balkanhalbinsel verstreut.

Jene 750 000 ostrumelischen Bulgaren sind für Bulgarien gewonnen worden. Das Glück war dem Battenberger hold, aber wir wiederholen: allzuvieler Sympathien europäischerseits hat er sich anfänglich nicht zu erfreuen gehabt.

Rußlands Stellungnahme zur bulgarisch-rumelischen Revolution wurde damals von Einsichtigen bald verstanden. Katkow, der schlaue und geriebene Vorplänkler der Panslavisten, verrieth

in einem bösen Augenblick die Klemme, in die das Moskowiterthum durch das ihm zu frühe Losschlagen des Battenbergers gekommen war. „Panbulgarien über Alles, aber fort mit dem Battenberger“ — das war der russische Ideengang.

Natürlich: die Vereinigung des bulgarischen Ostrumelien mit Bulgarien war den Panslavisten hocherwünscht, aber ärgerlich war es, recht ärgerlich, daß das seit langer Hand vorbereitete Projekt von dem in hohen russischen Kreisen wenig beliebten Fürsten Alexander — einem Deutschen also — auf eigenes Risiko ausgeführt wurde. Man verstand auch, daß das eine Minderung des russischen Einflusses bedeute, und so ist es. Die Versuche, den Battenberger zu stürzen, mißlangen. Der „Fürst von Nord- und Südbulgarien“ mußte manchen Schimpf anhören und vielerlei Intriguen erdulden. Die russischen Zeitungen brachen über ihn den Stab und die „Nowoje Wremja“ nannte ihn „unfähig“ und schlug vor, an seine Stelle den Fürsten von Montenegro zu setzen. Das wäre freilich ein den Russen angenehmer Wechsel gewesen, aber Fürst Alexander blieb und hat es verstanden, sich schnell die Herzen seiner Bulgaren zu erobern. Mit vollem Rechte sagte der schon einmal oben citirte Paul Dehn:

„Wie die Rumänen unter dem König Karl, so haben die Bulgaren unter dem Fürsten Alexander sich wiedergefunden mit ihrer Volkskraft, sich wieder fühlen gelernt und sind nun im Begriff sich zu sammeln, zu stärken und zu konstituiren. Im Occident bedeutet ein Mann Viel, im Orient Alles. In dem Battenberger aber scheint den Bulgaren der rechte Mann entstanden zu sein, der starke Träger von Gesetz und Recht inmitten der inneren Parteikämpfe, bewährt selbst in den stürmischen Tagen nach der Einigungsthat von Philippopel, der tapfere und glückliche Heerführer im Kriege, der kluge und maßvolle Staatsmann in den diplomatischen Verhandlungen und Reibungen, mit diesen Eigenschaften für Europa zugleich die Gewähr friedlicher und ersprießlicher Entwickelung der Balkangegenden. Unter diesem

Fürsten wird sicherlich aus Bulgarien werden, was aus Rumänien so überraschend schnell geworden ist: ein in Gesetzgebung und Verwaltung arbeitender Staat mit einer produktionskräftigen und konsumtionsfähigen Bevölkerung, vorausgesetzt, daß russisch-österreichisch-englische Interessenpolitik den Bulgaren nicht neue Hindernisse bereitet.

Mit Opfern an Blut war Rußland, mit Opfern an Geld England bedacht, die Bulgaren für sich zu gewinnen. Indes einem Fürsten deutscher Abstammung und einem Feldherrn deutscher Art blieb es vorbehalten, diese Eroberung zu machen. Als Kämpfer für die nationale Einigung, als Wiederaufrichter des bulgarischen Staates wird Fürst Alexander von seinem Volke in Mit- und Nachwelt gefeiert werden."

Mit dem Erfolge der Bulgaren wuchsen auch den Übrigen die Flügel. Am meisten Appetit auf den türkischen Staatskörper verspürte Serbien, obschon Milan Obrenowitsch sich niemals allzu üppig in seinem Lande gefühlt hat. Ihm scheint das Leben im französischen Paradiese, bei den Pariser Lebemännern besser gefallen zu haben. Jedoch die serbische Regierung rüstete zum Kriege und zog in den Kampf. Weshalb? wird man fragen. Nun, dem Gerede nach darum, weil die Bulgaren den Bestimmungen des Berliner Friedens zuwider gehandelt und dadurch das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel gestört hatten. Köstlich! Wegen der Verschmelzung Bulgariens mit der autonomen Provinz Ost-Rumelien, die, wie schon gesagt, von Bulgaren bewohnt ist, glaubte sich der Serbenkönig berufen, als Schützer des Berliner Vertrages und als Vertreter Europas, das ihn doch gar nicht dazu beauftragt hatte, einige Stücke unmittelbar türkischen Besitzes zu vergewaltigen, nota bene Ländereien, auf denen kein Serbe wohnte, also keine nationale Befreiungsidee zu verfechten war.

Merkwürdig war, daß die Österreicher das Vorgehen der Serben begünstigten. Offenbar begriff die hohe Politik zu Wien die Bedeutung des Ganzen nicht und dann beging man den Fehler, den Fürsten zu poussiren und nicht das Volk. Man

konnte damals und heute noch von Serben zu hören bekommen, daß ihr König Milan kein echter Slave, sondern ganz „verschwabt“ sei, keinen Sinn für das Slaventhum habe und sich wohl fühle, wenn er in Wien das Geld seines Volkes verthun könne und in Luxus schwelge, wie es einem Serben nicht gezieme. In der That sind die Serben ein nüchternes, gut veranlagtes Volk, jedoch die Affaire mit den Bulgaren, deren Ausgang jedermann aus den Zeitungen kennt, hat ihnen viel geschadet. Unnütz zu sagen, daß die Stellung ihres Herrschers, die eine nicht allzu feste war, nach dem unglücklichen Feldzuge noch schwankender geworden ist.

Für die Österreicher aber wäre zu wünschen gewesen, daß die Mahnung, die der Abgeordnete Horvarth in Dingen der Balkanfrage am 14. November 1885 der Sitzung der ungarischen Delegation vortrug, ein paar Monate früher gekommen und beachtet worden wäre. Die Mahnung lautete folgendermaßen:

„Unsere Monarchie hat nicht die Aufgabe, die einzelnen Parteien, welche zufällig dort das Heft in der Hand haben, in unsere Machtsphäre zu ziehen, sondern die Stämme selbst für uns zu gewinnen, damit sie in unserer Monarchie die Schützerin ihrer Interessen sehen. Wir müssen jeder Bestrebung jener Völker, welche unseren Interessen nicht widerstreitet, freie Entwickelung lassen, damit wir nicht so wie seinerzeit Österreich gegenüber Italien vorgehen, wo man allen ähnlichen Vereinigungsbestrebungen gegenüber entschieden Stellung genommen und dadurch die einzelnen Staaten gezwungen hat, sich miteinander zu verbinden, uns aber den vereinigten Haß und die Feindschaft jener Völker zufügte, ohne daß wir irgend welchen Einfluß behalten hätten.“

Leider hat es Österreich nicht verstanden, die Balkanvölker, soweit sie hier in Betracht kommen, für sich zu gewinnen. Wir Deutschen haben jedoch eine warme Aufnahme in Bulgarien gefunden, denn sind auch die Bulgaren Slaven, so haben sie doch erkannt, daß wir Deutschen es besser mit ihnen meinen als die

Russen, die jene, wenn die Zeit dazu gekommen, nur in ihr eigenes Reich verschmelzen würden. Wir aber haben begriffen, daß eine Stärkung der bulgarischen Macht Schwächung des russischen Einflusses bedeute, und es ist wahrlich an der Zeit, den Russen in Sachen ihrer Balkanpläne einen festen Damm entgegen zu stellen.

Am selben Tage, an dem der Abgeordnete Horvarth seine Mahnung kundgab, sprach der Abgeordnete Dr. Szilaghi vor der gleichen Versammlung die nachstehenden Worte:

„Wir müssen jene Bestrebungen unterstützen, welche die nationalen Individualitäten der Balkanvölker von einander abgrenzen; wir müssen es als erfreulich ansehen, daß die dortigen Volksstämme nicht unter beunruhigender, panslavistischer Flagge zu einer formlosen Masse zusammenschmelzen, sondern daß sie eine individualisirte nationale Existenz haben wollen.“ Die Worte sind als die eines Magyaren und, zu Magyaren gesprochen, doppelt beachtenswerth.

Was aus Serbien durch den Krieg geworden ist, beweist ein Belgrader Brief, den die Kölnische Zeitung am 27. Oktober vorigen Jahres veröffentlichte und der die Belgrader Corruption im rechten Lichte zeigt. Wir entnehmen ihm das folgende:

In Verbindung mit dem Comptoir d'Escompte zu Paris, war es diese Anstalt (die Länderbank nämlich), welche nach Erreichung einer übermäßigen finanziellen Macht binnen 24 Stunden dem serbischen Staate die für seine übereilte Mobilmachung erforderlichen Summen bot und dadurch, sowie mit ihren durch die Zwangslage ermöglichten Ansprüchen und Erpressungen die nahezu gänzliche finanzielle Erschöpfung des serbischen Staates herbeigeführt hat. Zur Zeit, als der königliche Ukas die Mobilmachung des stehenden Heeres verordnete, waren die Staatskassen vollkommen leer und die in Folge der eben erst eingeführten Steuerreform nur langsam eingehenden Steuern reichten kaum hin, um die laufenden Bedürfnisse zu decken. In dieser Noth wandte sich der Finanzminister wie gewöhnlich an die Länder-

bank, und nach zweitägigen Verhandlungen war das 25-Millionen-Anlehen fertig, wobei als Sicherheit dem serbischen Staate das letzte genommen worden wäre, worüber er überhaupt noch zu verfügen hatte. Da dies jedoch zur Sicherheit der Anleihe nicht hinreichte, wurde von der Bank umgehend das serbische Tabaks-monopol verordnet, welches gewissermaßen über Nacht paragraphiert und der Skuptschina vorgelegt, von derselben auch angenommen wurde. Behufs Ausbeutung des Monopols wird die Länderbank eine besondere Gesellschaft gründen und so von den Einnahmen den vom Staate verbürgten Betrag für Verzinsung und Tilgung des Anlehens mit 2,6 Millionen Francs einbeziehen. Um auch die kleinen Vortheile nicht aus der Hand zu geben, wurde die Uebernahme der Lieferung von 10 000 Militärmänteln von denkbar schlechtestem Filzmaterial zu dem unglaublichen Preise von 34 Fr. das Stück gefordert und erhalten, während andere Lieferanten dieselbe Waare für 17 Fr. zu liefern sich erboten hatten; ja, auch das Bedürfniß der Armeeverwaltung, möglichst bald in den Besitz der bestellten Bange-Kanonen zu gelangen, bot eine günstige Handhabe zur Aufhebung der bei Abschluß dieses Geschäfts gewährten großen Zahlungsbegünstigungen. Da der Lieferungstermin noch nicht eingetreten war, wurde vorgegeben, daß die gewünschten Geschütze von der französischen Regierung aufgekauft und deßhalb baar bezahlt werden müßten. Zieht man in Betracht, daß alle diese und noch viele ähnliche Geschäfte, namentlich auch solche, welche die serbischen Eisenbahnen betreffen, zu äußerst lästigen Bedingungen gemacht worden sind, so ergibt sich, daß die serbische Regierung trotz der neuen Anleihe thatsächlich doch nur in den Besitz von geringen Baarmitteln getreten ist, daß selbe durch die Armee zum größten Theil schon aufgebraucht sind. Der Staatsschatz hat demnach unter Aufnahme einer neuen, jährlich wiederkehrenden Bürde von 2½ Millionen Francs so gut wie nichts gewonnen, dagegen die letzten Hülfsquellen, welche ihm aus den Zöllen oder der Monopolpolitik zur Verfügung gestanden hatten, an die Länderbank über-

tragen, der dadurch eine unbeschränkte finanzielle Herrschaft über das Land eingeräumt worden ist."

Das ist orientalische Wirthschaft. Uebrigens kann man von diesen Folgen des serbisch-bulgarischen Krieges auch Schlüsse ziehen auf das, was Griechenland vom Kampfe zu erwarten hat. Gewiß sind die Griechen in der Bildung eines nationalen Staates unter allen Balkanvölkern am weitesten gekommen, aber seiner wirthschaftlichen Festigung und Förderung harrt dieser noch, und der Krieg, den man jetzt will, dürfte dem Lande nur Schaden eintragen und keinen Nutzen.

Aber den Griechen schwoll damals zuerst der Kamm. Schon am 25. September vorigen Jahres meldete ein Telegramm der „Agence Havas" aus Athen, daß die dortige Regierung Vorbereitungen treffe, um erforderlichenfalls die Armee schnell mobilisiren zu können. In Thessalien würden Truppen konzentrirt und solle demnächst ein Theil der Reserve einberufen werden. Die der Regierung nahe stehenden, sowie die Zeitungen der Opposition bezeichneten übereinstimmend die bulgarische Union als eine Bedrohung der Lebensinteressen des Hellenismus und drängten die Regierung, alle Opfer zu bringen, um die Rechte des Hellenismus zu wahren. So das Telegramm. Es läßt sich vermuthen, daß damals bereits russische Agenten ihre Hand im Spiel hatten. Neuerdings ist die Annahme, daß die Russen die griechische Kampflust schürten, immer deutlicher zur Schau getreten, und — man kann wohl sagen: mit Grund. Auch die Montenegriner zeigten damals Neigung zum Losschlagen, und die zahlreichen Bulgaren im türkischen Macedonien forderten ebenfalls Befreiung vom „türkischen Joche". Aber die Leute ermangelten des Anstoßes, der treibenden Kraft von außen, daher sie dann abwiegelten. Nicht so die Griechen. Diese sitzen dermalen recht eigentlich in der Klemme, wie unsere nachfolgenden Auseinandersetzungen zeigen sollen.

Bei Beurtheilung der Balkanangelegenheiten darf man nie vergessen, daß es Orientalen sind, mit denen man es zu thun

hat, und nicht Leute unseres Schlages. Heinr. Hahn, der gediegene Kenner der Balkanländer sagt hierüber in seinen „Albanesischen Studien“: „Im Occident wächst der Mensch unter der Herrschaft des Gesetzes, welches ihn auf seinem Wege von der Wiege bis zum Grabe schützend und zugleich drohend begleitet und gleichsam im Gängelbande hält. Es befreit ihn von der Sorge für die Sicherheit seines Lebens und Gutes und zügelt seine verbotenen Gelüste. Gesetz, Sitte und Herkommen entziehen ihn in seinem Leben und Wirken der Willkür anderer in weit höherem Maße als den Orientalen; der Abendländer hat daher von seinen Mitmenschen weit weniger zu fürchten und zu hoffen. Gleich einer Gartenpflanze von den Institutionen gehegt und gepflegt, kann er ruhigen Sinnes geradeaus gehen und nur sich selbst und seinem Berufe leben. Dagegen läßt sich der Morgenländer mit einer Waldpflanze vergleichen, deren Existenz von unzähligen Gefahren umlagert ist: er muß stets rings um sich blicken, um nicht unvorbereitet überfallen und übervortheilt zu werden, und da sein Fürchten und Hoffen weit mehr von der Willkür anderer Individuen abhängt, so ist er auch in der Regel dem Abendländer in Menschenkenntniß und Menschenbehandlung überlegen. Der Abendländer steht auf festem, der Morgenländer auf wankendem Boden..... Während es dem heutigen Abendländer vergönnt ist, alle Keime der Wahrheit und des Wohlwollens zu entwickeln, welche die Natur in ihn gelegt hat, ist der Morgenländer durch die Verhältnisse, in denen er lebt, zu jeder Art Furcht, Mißtrauen und Verstellung verurtheilt.“

Hiernach wird Manchem die Politik jener Völker etwas verständlicher werden. Dieselben suchen eben auf jede Weise ihr Recht — wirkliches oder vermeintliches — und ihre respektiven Wünsche zur Ausführung zu bringen.

Was wollen denn nun die Griechen?

Im Januar dieses Jahres ließ ein gewisser Bikelas in Paris eine Broschüre erscheinen, in der er die nicht eben maß-

vollen Ansprüche der Griechen normirte. Man forderte als Ausgleichung für Bulgariens Vergrößerung einen entsprechenden Länderzuwachs des griechischen Staates. Als nächstes Ziel aller nationalen Bestrebungen betrachtete man die Schaffung eines neuen Griechenlands, dessen Nordgrenze von einem Punkte gegenüber Korfu zum Aegäischen Meere jenseits der chalcidischen Halbinsel verläuft und einen Theil Macedoniens umschließt. Hiermit sind die neuerdings gemeldeten Versuche in Einklang zu bringen, in Macedonien einen Aufstand anzuschüren. Zunächst hieß es, wären Serben die Störenfriede, aber auch Griechen stecken dahinter. Wenn nun die Bulgaren ebenfalls losschlagen wollten, um ihre Brüder im türkischen Macedonien frei zu machen! Doch zum Glück sind diese maßvoller und sehen ein, daß der rechte Moment zu solchem Vorgehen noch nicht gekommen.

Weiter verlangen die Griechen, daß als südliche Grenze des griechischen Staates die Insel Kreta angesehen werde und Albanien autonom erklärt oder zu Griechenland zugerechnet werde.

Letzteres dürfte seine Schwierigkeiten haben. Die Albanesen, Nachkommen der alten Illyrer und Epiroten und im Laufe der Völkerwandlungen in den letzten Jahrhunderten vor Christo vielfach durchsetzt mit keltischem und germanischem Blut, machen ein urkräftiges, hochbefähigtes Volk aus, das, theilweise von den slavischen und bulgarischen Eroberern verbraucht, nur in einzelnen Theilen Griechenlands, so im eigentlichen Epirus und weiter gen Norden, im oberen Mösien bis gegen Nisch und weit in das Sandschak Novi-Bazar hinein rein anzutreffen ist. Ihre Kopfzahl beträgt eine Million und sechsmalhunderttausend. Die Albanesen sind Prachtkerle an Kraft und Muth und Nationalgefühl, Naturmenschen, die man hochhalten muß. Der berühmte und berüchtigte Mehemed Ali von Aegypten, ein Mann, der trotz allem, das man ihm vorwirft, doch Großes geleistet hat, war Albanese, und ferner sind Männer wie Probus und Valerian, Claudius und Aurelian, Diocletian und Constantin aus albanesischem Blute hervorgegangen.

Geschickte Handwerker, gute und fleißige Ackerbauer und — was im Orient viel heißen will — ehrliche Kaufleute, dabei allezeit kampfbereite, muth- und krafterfüllte Krieger — das sind die Albanesen, und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie eines schönen Tages ihre politische Selbstständigkeit verlangen. Sie dürften, wie einstmals, ein föderatives Staatswesen bilden, aber an ihr Aufgehen in griechisches Gebiet glauben wir nicht.

Dehn sagt: Insoweit die Albanesen überhaupt über ihre Landesgrenzen hinausschauen, neigen sie mit ihren Sympathieen nach Italien, theils aus alter Stammesverwandtschaft mit den dort angesiedelten Albanesen, theils aus geschichtlicher Ueberlieferung, theils aus älteren geschäftlichen Beziehungen. Sollte Albanien jemals nach Art von Bosnien unter die Vormundschaft einer europäischen Macht gestellt werden, so würde nur Italien dazu berufen werden können. Vielleicht geschieht es daraufhin, daß man in Italien ein so lebhaftes Interesse für die Albanesen bekundet und in jüngster Zeit sogar den Plan der Erbauung einer Eisenbahn durch Albanien vom Adriatischen zum Ägäischen Meere aufgenommen hat."

Wir sähen freilich lieber, wenn dies nicht einträte. Sicherlich ist es am Besten, wenn so wenig als möglich Balkanvölker unter dergleichen europäische Vormundschaft kommen. Indirekt ja — direkt nein. Und gerade die Albanesen haben das Zeug dazu, dereinst selbstständig zu werden.

Dehn wünscht, daß Albanien nicht zerstückelt werde. Der Berliner Friede von 1878, der den Serben wie Montenegrinern albanesische Landstriche zugewiesen, habe damit den alten, aus langer Kampfeszeit datirenden Unfrieden unter den einzelnen Balkanvölkern noch verschärft. Griechenlands Forderung nach dem albanesischen Janina verwirft unser Gewährsmann, weil derartige unbegründete und willkürliche Bestimmungen und Ansprüche den Keim neuer Kämpfe in sich tragen. Albanien solle vielmehr mit seiner nationalen Kraft in möglichster Selbstständig-

keit ungetheilt bewahrt bleiben, und zwar im Interesse der Erhaltung des europäischen Friedens, welcher das vorläufige Belassen der türkischen Oberherrschaft in den unmittelbaren Gebietstheilen der europäischen Türkei, in Thrakien, Macedonien und Albanien zur Voraussetzung hat. „Albanien ist die letzte und kräftigste Stütze dieser Oberherrschaft, sei es als abhängige Provinz, sei es als tributpflichtiges Gebiet mit Selbstverwaltung. Bewähren sich die Albanesen auf's Neue als zuverlässige Stütze der Türkei, so werden sie dadurch der Verwirklichung ihrer nationalen Bestrebungen den kräftigsten Vorschub leisten."

Wir wollen diesen Worten nicht so unbedingt beistimmen. Freilich ist es ja ganz schön und gut, wenn man immer nur den europäischen Frieden zu erhalten trachtet, aber einmal muß die Bombe doch platzen — man muß nur dafür Sorge tragen, daß sie dann so wenig als möglich Verheerung anrichtet. Das Hinausschieben des unvermeidlichen Kampfes hat auch seine Grenzen, aber man kann den Zwist schnell zu Ende bringen. Doch kehren wir zu den Griechen zurück.

Wir sagen, die Griechen sollten ihre Ansprüche auf Gebietserweiterung, zumal auf die im Vertrage von San Stefano versprochenen Grenzen, fahren lassen. Ebensowenig als die Griechen nach Konstantinopel trachten sollten, dürfen sie ihr Ziel auf Saloniki stecken, das, nebenbei bemerkt, auch den Oesterreichern im Auge liegt. Wir sagen das unpartheiisch, da wir wissen, daß Neu-Hellas von heute mit seiner politischen Consolidirung und den zuletzt erhaltenen Gebieten noch genug zu thun hat, daß es in einer bösen wirthschaftlichen Krisis steckt und eine Schuldenlast besitzt, die durch den Krieg derart hochgebracht werden könnte, daß sie das Land völlig ruinirte. Hätte man in diesen Dingen Besserung geschaffen und zwar bedeutende, dann wäre vielleicht der Wunsch nach Gebietsvergrößerung ein berechtigter. So ist's nur einfacher Größenwahnsinn.

Was sagen aber die Griechen dazu? Sie stecken in der Klemme — sie wollen den Krieg und Europa will ihn nicht.

Die meisten Zeitungen verstehen die Lage nicht recht. Es geht ihnen wie bei der serbisch-bulgarischen Affaire. Was damals in deutschen und österreichischen Zeitungen über die serbischen Siege und serbischen Patriotismus geschrieben wurde, grenzt an's Unglaubliche. So meldete am 17. Novbr. verflossenen Jahres (nach der Polit. Korrespondenz) die Neue Freie Presse aus Zaribrod, wo Milan Obrenowitsch kurze Zeit weilte, dann aber, da er sich dort in des Teufels Küche fühlte, sein Hauptquartier nach Pirot zurückverlegte, u. a. folgendes:

„Die Bevölkerung begrüßt die Serben überall mit der größten Begeisterung als Befreier .... König Milan wird von der Bevölkerung allenthalben mit Rufen „Zivio Kralj!" empfangen. Mütter heben ihre Kinder empor, um ihnen den serbischen Kralj, den Nachfolger des Serbenkönigs Miljutin, zu zeigen. Die Stimmung in der Bevölkerung ist nicht deprimirt, sondern geradezu begeistert, und die Leute wetteifern, um ihren serbischen Brüdern, die kommen, sie zu befreien, den herzlichsten Empfang zu bereiten."

Die Wahrheit ist aber, daß die Bevölkerung Pirots, überwiegend aus Bulgaren zusammengesetzt, von ihren Häusern auf die fliehenden Serben schoß und den Fürsten Alexander mit unverstellter Freude aufnahm, wofür sich die Serben zu geeigneter Zeit rächen wollen.

In Pariser und Wiener diplomatischen Kreisen herrschte damals die Ansicht, daß die ostrumelische Bewegung dem Fürsten Alexander den Thron kosten könne. Das war nicht weitsichtig aufgefaßt. Bezeichnend dafür ist die nachstehende Notiz, die Ende September ihren Rundgang durch die Presse machte:

Der „Pester Lloyd" bringt aus verläßlichster Wiener Quelle ein Communiqué über die Auffassung des Wiener Auswärtigen Amtes über die rumelische Erhebung; danach werde Oesterreich-Ungarn die auf revolutionäre Art versuchte Vereinigung Rumeliens mit Bulgarien nie gutheißen. Die bulgarischen Exaltados dürften die gewagten Schritte, die sie nach

vorwärts gethan haben, in nicht zu ferner Zeit wieder zurückthun müssen. Fürst Alexander dürfte sich des angemaßten Titels eines „Fürsten von Nord- und Süd-Bulgarien" nicht allzu lange erfreuen, und was ihm von der ganzen Kampagne zurückbleibe, das dürfte besten Falles eine angenehme Erinnerung erträumter Macht sein.

An die Nachricht, daß die Pforte zur Intervention entschlossen sei, knüpft der „Pester Lloyd" die Bemerkung: „Wenn die Pforte diesen Entschluß energisch durchführt und wenn man dafür sorgt, daß sie hierin nicht durch fremde Einsprache gehemmt wird, dann wird der bulgarische Hexensabbath bald zu Ende sein. Rußland sagt, es könne sich der Volksbewegung nicht entgegenwerfen; wir haben gewiß nicht den Beruf, uns allein für den Berliner Vertrag herumzuschlagen, wenn wir auch vor keinem Opfer zurückschrecken werden, um unsere eigenen Interessen zu wahren. Aber wenn die Bemühungen des Grafen Kalnoky vor Allem darauf gerichtet sein werden, der Türkei für deren eigene Aktion die Ellenbogen frei zu halten, dann wird er die Mehrzahl der Signatarmächte des Berliner Vertrages an seiner Seite finden, und dann werden auch wir nicht länger daran zweifeln, daß die endliche Lösung eine solche sein werde, wie sie unser Wiener Gewährsmann in Aussicht stellt."

„Daß mittlerweile die Bewegung nicht weiter um sich greife, dafür wird hoffentlich gesorgt werden; Serbien mobilisirt seine Armee, und Oesterreich-Ungarn wird wohl auch nicht verabsäumen, die Vortheile seiner Position im Sandschak Novibazar auszunützen; die Nachricht von der Mobilisirung des (kroatisch-slavonischen) Armeekorps ist offenbar verfrüht — heute! Morgen wird sie es vielleicht nicht mehr sein!" Das sind alles nur schöne Worte geblieben — Österreich hat sich gehütet, einzuschreiten und der Battenberger erfreut sich heute noch seines Thrones, und, was besonders beachtet sein will, der Liebe seines Volkes. Wie das „Berliner Tageblatt" über den Fürsten und die ost-

rumelische Geschichte dachte, zeigt das Folgende, das der Nr. vom 23. September 1885 entnommen ist:

Unser Korrespondent depeschirt uns:

„Fürst Alexander von Bulgarien richtete an die Signatarmächte des Berliner Vertrages von Philippopel aus auf telegraphischem Wege eine ausführliche Mittheilung, worin er sein Unternehmen zu erklären und zu rechtfertigen sucht; darin soll er auch versichern, daß das Abhängigkeitsverhältniß Nord- und Südbulgariens zur Türkei durch die Vereinigung beider Länder keinerlei Veränderung erfahren solle. Er habe sich durchaus nicht von feindseligen Absichten gegen seinen Suzerän leiten lassen und werde auch weiterhin die größte Mühe anwenden, seinem Vorgehen jedweden feindlichen Charakter gegen die Türkei zu benehmen. In Folge dieses Schrittes wird hier die Situation etwas ruhiger aufgefaßt und die Hoffnung auf Vermeidung größerer Komplikationen ausgedrückt."

Wenn wir bisher noch daran gezweifelt hätten, daß die Vereinigung beider Bulgarien ein abgekartetes Stückchen sei, diese Auslassung des Fürsten Alexander müßte uns den letzten Zweifel nehmen. Da tadeln die Offiziösen aller Länder die gewaltthätige Erhebung, die That des Bulgarenfürsten wird als unerhörter Vertragsbruch gebrandmarkt, der Türkei wird das Recht zugestanden, mit Waffengewalt einzuschreiten. Aber zugleich läßt man durchblicken, daß man eine Bestrafung der angeblichen Schuldigen unmöglich dulden könne. Und eben in diesem Augenblick erklärt Fürst Alexander an die Mächte, sein Verhältniß zu der Türkei solle keine Veränderung erleiden, sein Vorgehen habe keinen feindlichen Charakter!

Das Schicksal des Sultans und seiner Herrschaft in Europa kann uns an und für sich ziemlich kalt lassen; aber lediglich vom Standpunkte des Rechts muß man doch auf seine Seite treten. Da drängt sich uns vor Allem die Frage auf, ob eine Sprache, wie sie Fürst Alexander den Großmächten gegenüber führt, möglich ist ohne das Bewußtsein, sich mit diesen insgeheim

im Einverständniß zu befinden? Eine größere Heuchelei, als sie die Sprache des Fürsten Alexander gegen die Türkei dokumentirt, ist selten in der Geschichte dagewesen. So spricht man nur im Gefühl, daß man seiner Sache sicher ist; dabei ist es ganz gleichgültig, ob man von Petersburg oder Wien aus von der Erhebung offiziell abgerathen habe.

Drei Tage später hieß es im gleichen Organ:

„Der Fürst von Bulgarien telegraphirte an den Kaiser von Rußland, daß, wenn die Abberufung der russischen Offiziere gegen ihn persönlich gerichtet sei, er für das Wohl der bulgarischen Nation bereit sei, die Krone zu opfern, wenn Rußland die Union schütze."

Derartige „loyale" Kundgebungen eines im Sattel schwankenden Regenten gehören zum Geschäft; wir wären wirklich neugierig, ob der Battenberger so ohne Sang und Klang verduftete, wenn der Zar ihn beim Worte nehmen wollte. Vielleicht wüßte er sich dann damit auszureden, daß sein Volk ihn nicht gehen lasse; um Rath fragen müßte er es doch, ehe er es in einer so schwierigen Situation im Stiche ließe.

Vielleicht läßt das Herz des Zaren sich erweichen und schützt aus Liebe zur Sache auch die ihm minder liebenswerth erscheinende Person. An guten Worten läßt Fürst Alexander es sicherlich nicht fehlen. Wie uns eine Depesche aus Köln meldet, bringt ein dortiges Blatt eine Mittheilung über eine neue Deputation an den russischen Kaiser:

„Der Metropolit Clementinos und der Bankdirektor Geschow nebst zwei Ostrumeliern sollen sich unverzüglich zum Zaren begeben."

Soweit das Berliner Tageblatt.

Wir halten den Battenberger für einen Ehrenmann.

Auch die griechische Affaire scheint ihren Verlauf unbeirrt durch europäisches Zeitungsgeschrei nehmen zu wollen. Spaßhaft ist es für den Eingeweihten, wenn er Artikel wie den nachfolgenden liest:

Es kann nicht mehr lange anstehen, so wird Griechenland zu seinem Schrecken gewahr werden, daß es in der Person seines Premierministers einen viel gefährlicheren Feind besitzt, als selbst in dem türkischen Nachbar. Delyannis ist ein Charakter, der schwer zu definiren ist; vor dem Volke spielt er zwar stets den warmen Patrioten, den europäischen Mächten gegenüber zeigt er sich nur als ränkevoller Diplomat, dessen Netze jedoch nicht sehr fein gesponnen sind. Im Grunde ist er nur ein kalter Egoist, dem Alles daran liegt, eine wichtige Rolle zu spielen und sein Portefeuille nicht zu verlieren, aber nur Verschlagenheit, nicht aber ein sicheres Auge für zukünftige Dinge steht ihm dabei zur Seite. Man kann ihm dies leicht seit dem Beginn seiner ministeriellen Thätigkeit nachweisen. Im Kabinet saß gleichzeitig mit ihm der Minister Trikupis, ein Mann, der unter allen Griechen die Lage der orientalischen Wirren vielleicht am richtigsten beurtheilte, da er nicht mit Phantastereien, sondern mit der nackten Wirklichkeit rechnete. Der Berliner Kongreß hatte die Ansprüche Griechenlands auf den Hafen von Epirus und Erwerbung einiger thessalischer Grenzgebiete abgewiesen, und wenn sich auch Trikupis diesem Richterspruch fügte, so war er doch tiefblickend genug, um zu erkennen, daß über kurz oder lang die orientalische Frage wieder aufleben würde. Er hielt es deshalb für angezeigt, die militärischen Kräfte unter der Hand zu verstärken, um seinem Lande für alle Fälle eine kräftige Stütze zu verschaffen, die es ihm ermöglichte, im Rathe der Völker nicht überhört zu werden. An dieser Stelle faßte Delyannis seinen Gegner, indem er ein Programm aufstellte, an dessen Spitze das Wort Sparsamkeit geschrieben stand. Er brachte es denn auch dahin, das Trikupis gestürzt, die Armee aber auf ein Minimum reduzirt wurde, und als nun die glückliche Gelegenheit, dem kranken Manne am Bosporus wieder ein Glied von seinem Leibe abzuschneiden, gekommen war, als der Putsch in Bulgarien ausgeführt wurde, da war es zu spät, denn mit einem Heere von 10 000 Mann läßt sich selbst mit der Türkei kein Krieg führen.

Mit den Sparsamkeitsprinzipien war es nun mit einem Schlage vorbei, vielmehr trat das Gegentheil ein, unter dem das kleine Land schwer genug zu leiden hat, da es mit Schulden überhäuft ist, um eine Armee von 70 000 Mann auf die Beine zu bringen und durchzufüttern.

Ja, denken denn die Herren, die das schreiben, daß es so leicht sei, ein orientalisches Volk zu regieren! Wenn man doch nicht vergessen wollte, daß man es mit dem Orient und mit Orientalen zu thun hat. Delyannis — der tolle Hans — ist der Allmächtige, ja — auf seinen Wunsch mußte der Griechenkönig unlängst trotz allen Sträubens seinen Lieblingsadjutanten entlassen, da dieser gesagt haben sollte, es müsse Herrn Trikupis die Kammerauflösung überlassen werden. Delyannis ist ein Vielredner, der die großen wirthschaftlichen Projekte des unstreitig klugen Trikupis, die in eine ungünstige Zeit fielen und einen Fortschritt bedeuten konnten, beiseite warf, um dem Volke Steuererlaß und sonstiges Gute zu versprechen. Der Eine, dessen Ministerium im Frühjahr 1885 seinen Untergang fand, meinte es auf seine Weise gut mit dem Lande, doch seine Projekte fielen in die Zeit wirthschaftlicher Krisis, daher sie nicht recht am Platze waren. Der Andere meinte es auch gut, indem er etliche Steuern abschaffte, aber das kam gleichfalls zur unrechten Zeit, denn das Land litt unter nicht geringem Defizit, das natürlich durch die derartige Verringerung der Einnahmen noch verschlimmert wurde. Mag man dem Delyannis vorwerfen was man will und ihm Trikupis vorziehen, der ja vorsichtiger und klüger sein mag — aber Patriot ist auch Delyannis und nicht nur Egoist. „Werden die griechischen Forderungen nicht bald erfüllt, so werden wir den Kampf nicht scheuen und erst nachgeben, bis die griechische Flotte in den Grund gebohrt und unsere Städte von den Bomben der Großmächte in Asche gelegt worden sind.“ So sagt der griechische Minister, und das ist die Sprache des Orientalen und Patrioten. Meint man vielleicht, daß er aus reiner Eitelkeit und Selbstsucht so rede! Man kann aus Patriotismus schon einmal unklug

handeln, und wir haben bereits früher auseinandergesetzt, daß Griechenland einer Zeit ruhiger Entwicklung und Festigung bedürfe und nicht eines Krieges, der die Hellenen in ihrem Gedeihen nur rückwärts statt vorwärts bringen könnte.

Zugegeben muß werden, daß der leise glimmende Chauvinismus der Griechen künstlich zu heller Flamme entfacht worden. Die Russen haben die Hand dabei im Spiel, und man kann wohl sagen: auch die Franzosen. Russische Agenten haben das griechische Volk bearbeitet. Das einfache Volk, die Hellenen in der Provinz, sie wollen heute den Krieg. Hinter Delyannis steht also das Volk. Aber man darf das nicht so verstehen, als ob dieses dem Minister so ohne weiteres traue. Im Gegentheil: das Mißtrauen der Bevölkerung gegen seine Regierung ist ein grenzenloses und äußert sich offen.

Man wundert sich, daß die „patriotische Anleihe", die 30 Millionen Franken fordert, bislang nur zu einem Achttheil zusammengebracht worden ist, das Mißtrauen der Bevölkerung ist der Grund dazu. Die Griechen sind Orientalen — man kann dies nicht oft genug wiederholen. Interessant ist das, was hierüber eine aus Sparta herrührende Correspondenz der Halleschen Saale-Zeitung (Nr. vom 9. Mai 1886) besagt:

Die paar Millionen, die bis jetzt zu der „patriotischen Anleihe" beigesteuert worden sind, rühren fast ausschließlich von den Behörden her, von den Gemeindevorständen, die aus öffentlichen Mitteln ein paar Hundert der billigen Schuldscheine übernommen haben, von den Gerichtshöfen, den Aktiengesellschaften und allen solchen Behörden und Vereinigungen, die Grund haben, sich bei der Regierung in gutem Geruch zu erhalten. Das Streberthum findet hier eine wenig kostspielige Gelegenheit, sich Liebkindchen zu machen.

Kommt es aber wirklich zur Kriegserklärung, sieht das Volk, daß der König und die Minister ernsthaft den Krieg wollen, woran es jetzt durchaus nicht glaubt, so sind die 30 Millionen und selbst das Drei- und Vierfache beisammen, ohne daß die

Nationalbank nöthig hat, mit ihren bedeutenden Mitteln einzuspringen. Das griechische Volk ist ein wohlhabendes trotz der verlotterten Finanzwirthschaft des Landes. Es dürfte in Europa kein zweites Volk existiren, in dem es so wenig völlig arme Menschen giebt, so wenig Proletarier, wie in dem griechischen. Kein eigen Haus zu haben, keinen eigenen Weinberg, keine eigenen Oelbäume, das gilt für ein Unglück, von dem sich der Durchschnittsgrieche gar keine Vorstellung machen kann. Die Leute, mit denen ich gesprochen, hatten alle eine erstaunlich hohe Meinung von dem Wohlstand in Deutschland und im übrigen Europa. Die ist nun bedeutend gesunken, seit ich ihnen der Wahrheit gemäß gestehen mußte, daß in dem von ihnen so beneideten und bewunderten Europa es nur wenige bevorzugte Zehntausende giebt, die Herren auf eigenem Grund und Boden sind und ein eigenes Dach über dem Kopf haben.

Und weiter heißt es: „Das Volk wünscht den Krieg. Es wird dem König und der Regierung verzeihen, wenn durch den Willen Europas der Krieg zur Unmöglichkeit gemacht wird. Aber sollte Europa den Krieg durch sein Thun oder Nichtthun zulassen und sollten dann der König und die Minister zaudern, so ist eine revolutionäre Bewegung in Griechenland unvermeidlich.

Schon jetzt wirft man dem König vielfach vor, daß er im tiefen Herzen den Krieg nicht wolle, weil er seine Privatvermögensinteressen dadurch gefährdet erblicke, und daß der jetzige Zustand zum Theil dadurch herbeigeführt sei, daß der persönliche Einfluß des Königs bei den Mächten behufs des Krieges nicht voll eingesetzt werde. Die revolutionäre Bewegung im Falle der Vereitelung des Krieges würde sich nur gegen den König, nicht gegen die Monarchie richten; sein ältester Sohn Konstantin würde an demselben Tage, an dem der König vertrieben würde, den Thron besteigen. Mit dem Regiment des Delyannis wäre es selbstverständlich schon früher zu Ende.

Neueren Meldungen zufolge scheint der „tolle Hans“ den Boden schon jetzt zu heiß befunden zu haben, daher er ihn ver-

ließ. Delyannis hat seine Demission eingereicht, und da er von seinem Entlassungsgesuche trotz Zuredens nicht abgehen zu können vermeinte, wurde Trikupis, sein von ihm gestürzter Vorgänger zum Könige berufen. Trikupis hielt es für nothwendig, die Kammer einzuberufen, um so die Initiative wegen der Kabinets-änderung zu ergreifen, da Delyannis durch die Aufrechterhaltung seines Entlassungsgesuches sich den Pflichten entzieht, die ihm seine Stellung als Führer der parlamentarischen Majorität auf-erlege. Tags darauf berief der König der Hellenen den bis-herigen Minister des Innern im Kabinet Delyannis, Papami-chalopulos, zu sich und dieser nahm den Auftrag an, ein neues Kabinet zu bilden. Das war am 11. Mai.

Was wird man thun? Wird Trikupis, der vorsichtige Staatsmann, doch wieder ans Ruder kommen?

Wie traurig übrigens die parlamentarischen Verhältnisse im Griechenlande bestellt sind, mag das Nachfolgende zeigen. Den modernen Verfassungen zufolge soll die Gesetzgebung Sache der Staatsregierung und ihrer Organe sein. Bei den Hellenen ist die erste Arbeit des Abgeordneten die, in den Verwaltungs-ämtern des von ihm vertretenen Bezirkes seine Freunde und Schützlinge unterzubringen. Dafür macht er sich aus Dankbar-keit verbindlich, die Vorlagen seiner Parteiregierung ruhig anzunehmen. Näher betrachtet steht dadurch die ganze Geschichte auf dem Kopfe. Mit anderen Worten: Die ausführende Ge-walt giebt Gesetze und die, welche Gesetze geben sollten, führen die von oben gegebenen aus oder lassen sie ausführen. Danach mögen unsere Leser erklärlich finden, wenn der „tolle Hans", da er das Heft in die Hand bekam, vorerst die Gesetze des Tri-kupis, seines Vorgängers, beseitigen wollte und zum Theil auch beseitigt hat.

Nun heißt es in den Zeitungen, daß nicht Papamichalopu-los, sondern Valois ein neues Kabinet gebildet habe. Dasselbe sei folgendermaßen zusammengesetzt: Valois, Präsidium und Justiz; Luriotis, Äußeres; General Mezeis, Krieg; Angerinos,

Finanzen; Kapitän Miaulis, Marine; Papailiopulos, Inneres; Professor Benigelo, Kultus. Von Trikupis aber hört man nichts. Wohl bekomm's!

Die nationale Liga zu Athen protestirt stramm gegen das Vorgehen der fünf europäischen Mächte. Und als diese Mächte am 6. Mai durch ihre Vertreter der griechischen Regierung eine Note überreichten, in der sie zwar von der griechischen Erklärung, den Frieden in keiner Weise stören zu wollen, Notiz nahmen, jedoch eine genauere Deutung etlicher unklarer Punkte noch für denselben Tag verlangten, gab ihnen Delyannis umstehend den Bescheid, er habe seinen früheren Erklärungen nichts mehr hinzuzufügen. Die Gesandten verließen daraufhin Athen. Zwei Tage später meldeten die Mächte der griechischen Regierung, daß sie die Blockade der griechischen Küste eröffnet hätten. Diese Drohung ist übrigens ziemlich harmlos, wenn das wahr wäre, was man sagt, daß nämlich neutrale Schiffe, selbst wenn sie Kriegsmaterial an Bord führen, ungestört die hellenischen Häfen anlaufen dürfen. Und überdem ist die griechische Küste ein paar hundert Meilen lang, also die Arbeit der Absperrung keine leicht ausführbare.

Das dermalen wieder in der Sudabai befindliche Geschwader setzt sich folgendermaßen zusammen: Die englische Escadre zählt 13 Schiffe und 3 Torpedoboote. Die Schiffe sind der Reihe nach folgende: 1. Thurmschiffe: „Téméraire", das Flaggenschiff des Flottenkommandanten Herzog von Edinburgh, ferner „Agamemnon", „Dreadnonghi" und „Neptun"; alle diese Schiffe sind Kolosse mit 8—9000 t Deplacement und einer Panzerstärke von mehr als 300 mm; 2. Kasemattschiffe: „Sultan" und „Superb", gegen 7000 t und 200 mm Panzerstärke; ferner das Torpedoschiff „Hecla", die Glattdecks-Korvette „Carysfort", der Rapid-Aviso „Iris" und die Kanonenboote „Falcon", „Coquette", „Dee" und „Don" und endlich drei Torpedoboote. Die Bestückung besteht aus 65 schweren, 80 leichten Geschützen und 102 Mitrailleusen. Nach England kommt Italien mit

den Panzerfregatten „Principe Amadeo“, Flaggenschiff des Vice-Admirals Martini mit 5800 Tonnen, ferner „Ancona“, „Castelfidardo“ und „Maria Pia“ mit je 4200 Tonnen, die Schrauben-Avisos, „Marc-Antonia-Colonna“ und „Vedetta“, das Transportschiff „Conte Cavour“ und 6 Torpedoboote; im Ganzen 30 schwere, 13 leichte Geschütze und 20 Mitrailleusen. Sodann kommt Österreich mit der Schraubenfregatte „Radetzky“, Flaggenschiff des Kontre-Admirals Baron Spann, dem Panzer-Kasemattschiff „Kaiser Max“, den Kanonenbooten „Hum“ und „Kerka“, dem Torpedo-Depôtschiff „Kaiserin Elisabeth“ und 6 Torpedobooten, im Ganzen mit 39 schweren, 8 leichten Geschützen und 10 Mitrailleusen. Deutschland ist nur durch die Panzerfregatte „Friedrich Karl“ und Rußland durch den gepanzerten Kreuzer „Wladimir Donskoi“, Flaggenschiff des Kontre-Admirals Kornakow, und den Klipper „Plastun“ vertreten. Von Rußland und Frankreich, das nur den Kreuzer „Venus“ in der Suda-Bai hat, abgesehen, besteht die ganze Demonstrationsflotte aus 25 Schiffen, wovon 11 Panzerschiffe, und aus 15 Torpedobooten; diese Flotte verfügt über 149 schwere, 91 leichte Geschütze und 140 Mitrailleusen.

Auf die Franzosen und Russen kann man nicht rechnen. Dagegen scheinen die Engländer energisch gegen die Griechen vorgehen zu wollen. Im Londoner Oberhause legte der Staatssekretär des Auswärtigen am 10. Mai den Schriftwechsel über die griechische Angelegenheit vor, rekapitulirte kurz die Ereignisse und hob hervor, die verschiedenen Reden des Ministerpräsidenten Delyannis und seine Rundschreiben, namentlich aber seine gestrige Erklärung, daß weder er, noch die griechische Regierung jemals ein Dekret über die Entwaffnung unterzeichnen würden, rechtfertigten durchaus die Behauptung der Mächte, daß Delyannis, obwohl er versichert habe, er wolle die Pforte nicht angreifen, doch keine Garantie dafür gegeben habe, daß die drohende Haltung der griechischen Armee nicht auf unbegrenzte Zeit verlängert werden würde. Uebrigens sei Gefahr für den Frieden

vorhanden gewesen, da sich zwei Armeen gegenüber standen. Kein Freund Griechenlands könne den Wunsch haben, dasselbe gegen eine der militärischen Großmächte in den Krieg ziehen zu sehen, selbst wenn es gerechte Ursache dazu hätte. Griechenland habe sich aber nicht in einer solchen Lage befunden. Vor fünf Jahren habe die Türkei Thessalien an Griechenland abgetreten, es sei daher kaum denkbar, daß die Türkei sich gegen eine weitere Gebietsabtretung nicht wehren werde. Die Türkei hätte eine Armee von 300 000 Mann in Europa, darunter eine große Anzahl von Reservisten, demgemäß sei die Landwirthschaft der Türkei bedeutend gehemmt. Das Einvernehmen der Mächte sei glücklicher Weise aufrecht erhalten worden, obwohl Frankreich allein vorgehe, ohne Zweifel in dem gleichen Wunsche, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen. Oesterreich, Italien, Deutschland und Rußland befänden sich im Einklang mit England, das sei sehr wichtig, denn ohne Zweifel würden die Bemühungen der Mächte im Zusammenhang mit der parallelen Aktion Frankreichs von Erfolg begleitet sein.

Die Gefahr für den Frieden ist noch immer vorhanden und von den Franzosen und Russen verspricht sich der Mann zu viel. Übrigens sind die Engländer kluge und vorsichtige Leute. Neueren Meldungen zufolge trafen bei der Insel Zea sechs englische Kriegsschiffe ein, ein englisches Panzerschiff ging nach Patras. Möglich, daß die Demonstrationsflotte überhaupt die Sudabai wiederum verlassen hat.

Merkwürdig, aber wahr! Die russischen Blätter zeigen mehr und mehr ihre deutschfeindliche Stimmung, und auch die leitenden Pariser Organe beschäftigen sich mit dem „Erkalten“ der guten Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Regierung. Na, so recht warm ist es zwischen uns und den Franzmännern niemals gewesen. Die französische Presse geht noch weiter, sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, um zu zeigen, daß an dem Vorgehen der Mächte in der griechischen Frage Deutschland schuld sei, welches vornehmlich beabsichtige, die Franzosen zu demüthigen.

Wir dächten, es wäre mit 1870 genug und wir brauchten heute nicht nach neuer Demüthigung unsrer Nachbarn zu streben. Aber wir wissen, woran wir sind, und haben uns vor Frankreich und Rußland zu wahren.

Neuerdings thut Frankreich so, als wolle es zum Conzert der Großmächte zurückkehren. Aber wer kann ihm trauen! Da heißt es, die Entwickelung der Dinge abwarten.

Die Griechenfrage ist in ein akutes Stadium getreten.

Die Hellenen wollen den Krieg.

Der Gewährsmann der Saale-Zeitung schreibt in seinem spartanischen Briefe de dato 23. April weiter:

Frage ich die Leute: wird es zum Kriege kommen? die Antwort lautet mit eintöniger Regelmäßigkeit: wenn die Mächte es erlauben, ganz sicher, denn „was sollen wir anders thun?“

„Was sollen wir anders thun?“ Dies ist des Räthsels Lösung. Nachdem Griechenland seit 7 Monaten nahezu 100 Millionen Franken ausgegeben, seine Valuta um 30 pCt. entwerthet, seine Finanzen für ein Menschenalter zerrüttet, Handel und Wandel lahm gelegt, die Familien zersplittert, die Häuser verödet, die Männer von Weib und Kind, die Söhne aus dem Geschäfte des Vaters, vom Pfluge, aus den Weinbergen herbeigerufen, giebt es jetzt für Regierung wie Volk kein anderes Zurück mehr als ein solches, welches ihm mit eiserner Faust aufgezwungen wird. Die Finger Europas aber, welche sich zur Faust ballen sollen, sind durchaus nicht so eng zusammengeschlossen, wie es die Lage erfordert. Die Haltung Frankreichs und Italiens, in den letzten Tagen auch die Englands*) vermehrt die Hoffnung der Griechen, daß es mit dem Gesammtwillen Europas nicht weit her ist und daß er sich wahrscheinlich reduzirt auf den Willen der drei östlichen Kaiserstaaten.

---

*) Ist inzwischen anders geworden. Der Mann vergißt auch ganz die Russen. (Anmerkg. d. Autors).

„Was sollen wir anders thun?“ Es ist die Furcht, sich lächerlich gemacht zu haben vor Europa, welche das Volk, — die Furcht, sich unmöglich gemacht zu haben, welche die Regierungsmänner bestimmt, mit den Kriegsrüstungen fortzufahren. Ein Jahrgang nach dem andern wird einberufen und man macht sich gefaßt, daß binnen abermals 2 Monaten die ganze waffenfähige Mannschaft Griechenlands bis zum 40. Jahr in der Armee stehen wird, ein Zustand, der natürlich zum Kriege führen muß, denn kein Land kann es auch nur wochenlang ertragen, daß jene Männer von Haus und Hof fern sind, Gewehr bei Fuß, während dessen das Elend seinen Einzug hält in die Familien und der bescheidene, aber sichere Wohlstand des kleinen Bürgers verfällt.“

Den Russen ist der neue Zwist ganz willkommen. Er könnte ihrem Erbfeinde, dem Türken, das Lebenslämplein, das ohnehin nur matt und trübe flackert, auslöschen.

Wir dürfen nie vergessen, daß sich Rußland für den von der Vorsehung auserkorenen Mandatar des gesammten Slaventhums hält und daß ein Neu-Byzanz das Ideal der Russen ist. Die Idee des Cäsaro-Papismus sitzt tief in unseren nordischen Nachbaren. Da bleibt uns denn im Augenblick der Gefahr nur ein Hand in Handgehen mit den Briten, die uns nicht zu hassen brauchen, weil unser Handel so mächtig wächst, sondern immer dessen eingedenk sein sollten, daß ihnen Deutschland viel nutzen kann, wie anderseits auch wir von jenen profitiren können. Es ist in der Welt Raum für Alle — die Engländer werden nicht allein mit ihrer Arbeit fertig. Was könnten sie aber im Vereine mit uns Deutschen leisten? Darum bei Seite mit kleinlichem Neide, der solch großen Nationen nicht wohlansteht. Erfreulicherweise stärkt sich jetzt die Freundschaft zwischen hüben und drüben, — trotz einem Gladstone.

„Die Welt wird es noch erleben,“ schrieb einst Aksakow, der Deutschenfresser, „daß sich der Fürst Bismarck auf unsere Rechnung mit den Engländern verträgt. Die Engländer werden

warten, bis sich in Europa eine ganze Koalition gegen Rußland bildet, und sich ihr dann anschließen. Rußland ist in Europa niemand nöthig, belästigt alle, stört jeden, und in demselben Augenblick, wo der Kaiser Wilhelm stirbt, wird auch die Koalition fertig dastehen. Frankreich wird uns dann nicht zu Hilfe kommen können und die Chancen Englands in Asien werden größer sein als je. Frankreich kann für uns das Schwert erst dann ziehen, wenn wir Deutschland irgend eine Niederlage, einen empfindlichen Schlag versetzt haben werden. Dies habe ich wiederholt von ernst denkenden und einsichtsvollen Franzosen gehört. Ich bin überzeugt, daß Fürst Bismarck durch seinen Sohn den Engländern den Rath ertheilt hat, mit uns keinen Krieg zu beginnen. Es hat keine Berechnung, uns einen überflüssigen Triumph zu gönnen, um den Feind Rußlands — England — zu schwächen. Fürst Bismark zieht es vor, England für ein Bündniß mit Deutschland zu gewinnen, für jene Liga, die in Wirklichkeit die Liga eines künftigen Feldzugs gegen Rußland ist, das ja allen im Wege steht."

Diese Worte haben ihre Bedeutung. Es kann dahin kommen, daß wir mit den Engländern Front gegen die russische Gefahr machen, zumal, wenn sich die Franzosen den Russen zugesellen. Und unsere Nachbarn jenseits des Rheins haben jetzt nicht mehr die Neigung, erst den Erfolg eines Krieges zwischen uns und den Russen abzuwarten, vielmehr verspüren sie die Lust, von Anfang an mit loszuschlagen. Es dürfte ihnen übel bekommen! Es sei kräftig gesagt: wir können nicht dulden, daß Konstantinopel russisch werde, was doch das Ziel russischer Politk ist. Die Balkanländer in russischen Händen gehen für das industrielle Mitteleuropa verloren, mit dem sie sich aber kraft ihres natürlich gegebenen Güteraustausches zu einem gewaltigen gemeinsamen Interessengebiet ergänzen. Man denke an die russische Zollschranke — eine solche Sperre würde auch auf der Balkanhalbinsel für uns erstehen, wenn eben die Russen an's Ruder kämen. Die englischen Interessen streiten auch dagegen.

Übrigens, mag sich auch Rußland als geborenen Mandatar des balkanischen Slaventhums betrachten, dieses schwärmt nicht gerade für die Slaven aus dem Norden. Die meisten ahnen ihr Schicksal, das ihnen das Reich des Zaren zugedacht.

Die Zerstückelung der Türkei geht vorwiegend in nationaler Richtung vor sich, d. h. die einzelnen Völker entwickeln sich mit ihrem Verbreiterungsgebiete zu Staatskörpern.

Was wird aus den Griechen werden?

Und die Moslims? Die Provinzen der Türkei, nämlich Thracien, Macedonien, Albanien und die Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und Limnos umfassen 180 000 Geviertkilometer mit fast 5 Millionen Menschen. Aber der Muselmänner selber giebt's auf europäischem Boden nicht über $1^1/_2$ Millionen. Sie sitzen in Konstantinopel, in den Städten Rumeliens und Macedoniens und — in Bosnien. Doch sie vermindern sich schnell. Ihr Ziel ist Kleinasien, wo sie Ruhe und Frieden erhoffen vor dem Europäismus. Wie lange werden sie auch dort unbelästigt sein? Sie nehmen ab durch die Kriege und Kämpfe, durch das Elend und eine ständig zurückgehende Geburtenzahl — ein schöner, stolzer Menschenstamm stirbt aus. Schicksal!

Die Worte, mit denen Paul Dehn seine Broschüre („Deutschland nach Osten") schließt, sind auch hier am Platze:

„Wer sich, wie Europa gegenüber der Balkanhalbinsel, Rechte anmaßt, übernimmt auch Pflichten. Auf dem Berliner Kongreß von 1878 haben Rußland, Oesterreich und England lediglich ihre Rechte und ihre Interessen gewahrt, ihre Pflichten aber und die Interessen der Balkanländer zurückgesetzt. Zuweilen hat das Stückwerk solcher künstlichen Kompromißpolitik, wie dasjenige des großen Wiener Kongresses, längere Dauer; doch schließlich muß es immer an den bestimmten, unverkennbaren Bedürfnissen und Interessen der betheiligten Völker scheitern, wenn dieselben unbeachtet geblieben. An seinem wundesten Punkte ist mit dem Ereigniß von Philippopel im September 1885 der Berliner Vertrag getroffen worden, so daß das ganze mühsam aufgerich-

tete Werk ins Schwanken gerieth. Eine Zeit lang herrschten Verwirrung, Verlegenheit, Rathlosigkeit, doch nicht in Philippopel oder Sofia, sondern im übrigen Europa. Ziemlich einhellig erkannte dann die öffentliche Meinung die Politik der Großmächte gegenüber den Bulgaren als eine fehlerhafte, unzulängliche, unhaltbare. Indessen erst Blut mußte fließen, bis auch die maßgebenden Kreise zu dieser Erkenntniß sich bequemten. Die öffentliche Meinung in Europa erwartet, daß zunächst jener Fehler einer englisch-russisch-österreichischen Kompromißpolitik von einer wahrhaft europäischen Politik gutgemacht werde. Damit wäre Etwas gewonnen, indessen nicht Viel, geschweige Alles; denn auch sonst beginnt der Berliner Vertrag Brüche und Risse zu zeigen . . . . ."

Wird eine solche, der wahren Civilisation und Kultur entsprechende europäische Politik in Dingen der Balkanhalbinsel inaugurirt werden? Wir hoffen es. Die Spitze derselben müßte sich freilich immer gegen das Russenthum und die Ziele der russisch-byzantinischen Orthodoxie kehren.

In demselben Verlage erschien:

Die Zukunft der Franzosen. Von Paul Ewald. Preis 60 Pf.

Vor dem Kampfe. Drohende Stimmen von Osten und Westen. Von einer deutschen Kassandra. Preis 60 Pf.

Aus Serbien und Bulgarien. Von A. C. Wiesner. Mit einem Anhang: Der serbisch-bulgarische Krieg. Illustr. Preis 2 M., geb. 3 M.

Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Von C. Hager. Mit vielen Illustrationen und 2 Karten. Preis 2 M., geb. 3 M.

AB 46

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Buchbinderei
KARL HOFFMANN
1120 Wien
Fockygasse 43
Tel. 83 35 76